Rabaut
(Rabaut)

# Paul Rabaut,

der

## Prediger der Wüste

oder

# Treue bis in den Tod.

Herausgegeben und verlegt

von dem

Haupt-Verein für christliche Erbauungsschriften
in den Preußischen Staaten.

**Berlin 1860.**

Zu haben im Magazin des Haupt-Vereins,
Klosterstraße Nr. 67.

# I.

Jeder in Berlin hat schon von der französischen Kolonie gehört, jeder kennt die französische Kirche, auch wohl das französische Gymnasium oder Collège, wo meist nur französisch gesprochen wird; aber so Mancher kennt den Ursprung dieser Kolonie nicht, weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß so viele Leute, die nicht bloß selbst, sondern deren Eltern, Groß- und Urgroßeltern alle auch in der Hauptstadt des deutschen Preußens geboren sind, so lange, Jahrhunderte hindurch, die Sprache eines fremden Landes bewahrt, in Uebung erhalten haben. Ach dieses Land, Frankreich, war ihnen einst kein fremdes, war ihr Vaterland, aber sie haben es, haben das Liebste, was der Mensch auf Erden hat, die Heimath und welch' schöne Heimath! verlassen, um das, was dem Christen noch mehr werth ist, um ihren Glauben unverletzt hineintragen zu können in das himmlische Vaterland, in die ewige Heimath. Ueber Frankreich herrschte damals, vor etwa zwei Jahrhunderten, ein ruhmsüchtiger, prachtliebender, ehebrecherischer König: Ludwig XIV. Durch unaufhörliche, kostspielige, blutige Kriege hat er unsägliches Elend über sein eigenes Volk und die Nachbarvölker, besonders die westlichen Theile unseres Deutschland, dem er damals den Elsaß entriß, gebracht. Die tiefste Wunde aber hat er seinem Volk geschlagen durch die Art, wie er die Wunden seines eigenen über seine vielen Sünden unruhigen Gewissens zu heilen gedachte. Das Heilmittel war noch schlimmer als das Uebel, gegen welches es angewandt wurde. Er glaubte nämlich, durch seine jesui-

tischen Beichtväter schändlich irre geleitet, ein ganz besonders vor Gott wohlgefälliges Werk zu thun, ein Werk, mit dem er die Menge seiner Sünden bedecken würde, wenn er die zahlreichen evangelischen Unterthanen seines Reiches mit Gewalt in den Schooß der sogenannten alleinseligmachenden, katholischen Kirche zurückführte. Seit fast 100 Jahren hatte diese nach den furchtbarsten Kämpfen und Verfolgungen durch einen königlichen Rechtsbrief: das Edikt von Nantes, völlige Religionsfreiheit genossen. Dieses Edikt hob Ludwig XIV. 1645 auf. Die entsetzlichsten Gewaltthaten und Grausamkeiten begannen nun gegen die armen für vogelfrei erklärten Protestanten. Nur ein Mittel gab es, Vermögen, Freiheit und Leben zu retten: der Uebertritt zur katholischen Kirche. Selbst das Auswandern war unter den härtesten Strafen verboten und durch große an den Grenzen aufgestellte Truppenmassen fast unmöglich gemacht. Dennoch gelang es unter der wunderbaren Hülfe Gottes fast einer Million Protestanten nach und nach zu entkommen. In ihnen verlor der verblendete König seine besten, treusten, fleißigsten Unterthanen. Wer um des Glaubens, um des Evangelii willen Vaterland und Freundschaft und noch dazu unter unzähligen Gefahren und schmerzlichen Verlusten verläßt, in dem muß etwas vom Geiste Abrahams sein, mit dem geht aber auch der Segen Abrahams. Diesen Segen brachten die französischen Flüchtlinge den Ländern, die sie gastfreundlich aufnahmen: Holland, England, der Schweiz, Deutschland, vornämlich unserm Preußen, wo viele Tausende, vom großen Churfürsten mit offnen Armen empfangen, eine neue Heimath fanden. Gewerbe, Industrie, Ackerbau blühten aller Orten, wohin sie kamen,

unter ihren fleißigen, geschickten Händen auf. So ist auch die französische Kolonie in Berlin entstanden.

Ja reichen Segen haben diese Gäste und Fremdlinge, die nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge sondern unsere lieben Mitbürger und Hausgenossen sind, über unser Vaterland gebracht, weil sie damals, wo sie mehr als alle andere Menschen Gäste und Fremdlinge auf Erden waren, es im höchsten Sinne doch nicht waren, sondern Bürger und Hausgenossen Gottes. Etwas von diesem reichen fortwirkenden Segen soll dies Büchlein, so der Herr Gnade giebt, zu denen tragen, in deren Hände es kommt. Ist so viel Fluch der Gottlosigkeit, der Unterdrückung, der Verwüstung und Verheerung von Frankreich in damaliger und noch mehr in späterer Zeit über uns gekommen, so sollen wir des Segens, der von daher gekommen ist und noch immer kommen will, um so höher achten. Dieses Büchlein will aus der Wolke von Zeugen, von Zeugen des Evangeliums, die sich damals in Frankreich erhob, Einige euch vor die Augen stellen, damit ihr in unserer glaubensmatten, nur auf irdisches Erwerben und Genießen bedachten Zeit euer Herz daran stärket, und, wie die Schrift ermahnt, ableget die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und laufet durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, in dem Kampf gegen Mammonsdienst und Kreuzflüchtigkeit, gegen Unglauben und Aberglauben aller Art in uns und um uns.

Was ich in dem Folgenden erzählen will, ist den Werken eines Mannes entnommen, der die sorgfältige Erforschung jener traurigen und doch für die evangelische Kirche Frankreich's so glorreichen Zeiten zu seiner

Lebensaufgabe gemacht hat, und dessen Darstellung dieser Zeiten zu den herrlichsten Denkmalen des von der göttlichen Gnade ergriffenen menschlichen Geistes gehören. Dieser Mann ist der französische Schweizer und Genfer Prediger Felix Bungener, unter allen französisch schreibenden Schriftstellern der Gegenwart einer der ausgezeichnetsten. — Wie vielen der verfolgten Hugenotten — so nannte man die französischen Protestanten — es auch gelungen war, zu entfliehen — es waren ihrer, wie gesagt, fast eine Million —: noch mehrere blieben zurück, sei es, daß sie die Mittel zur Flucht nicht hatten, oder diese an den zahllosen Schwierigkeiten scheiterte, sei es, daß sie sich überhaupt nicht entschließen konnten, die heimische Erde zu verlassen. Ueber diese entlud sich die ganze Wuth der fanatischen Verfolger. Den Eltern wurden die Kinder entrissen, und diese in den Klöstern katholisch erzogen; den im Glauben Beharrenden legte man Dragoner in's Quartier — die sogenannten berüchtigten Dragonnaden —, die sie auf alle Weise mißhandelten, bis die unerschwinglichen Kosten der Einquartirung sie entweder zu Bettlern oder, was noch schlimmer, zu Verläugnern ihres Glaubens gemacht hatten.

Die Geistlichen wurden eingekerkert und mit dem qualvollsten Tode bestraft. Am furchtbarsten wüthete die Verfolgung im südlichen Frankreich. Hier brachte der unerträgliche Druck die evangelischen Bewohner des wilden, rauhen Gebirgslandes der Cevennen, von ihrer Bekleidung Camisarden (Kittelträger) genannt, endlich zur Verzweiflung. Sie ergriffen die Waffen. Der entsetzlichste aller Kriege: der Bürger- und Religionskrieg entbrannte. Erst nach 7 Jahren gelang es der ungeheuren

Uebermacht und den berühmtesten Feldherrn des Königs ihn in Strömen Bluts zu ersticken. Aber das Land war in eine Wüste verwandelt. Von den Tausenden von Geistlichen waren drei bis vier übrig geblieben; von eben so viel Gemeinden bestand keine mehr. Das Werk des Königs, der mit dem Blut seiner protestantischen Unterthanen seine eigenen Sünden abwaschen wollte, schien vollbracht; er rühmte sich: „es giebt keine Protestanten mehr in Frankreich.“ Aber wie der Mörder und Lügner von Anfang der eigentliche Urheber dieses Werkes war, so auch dieser Worte. Sie waren falsch. Mochte man, wie dies in allen bezüglichen Edikten des Königs geschah, die Protestanten als gar nicht mehr vorhanden ansehen; mochten die Protestanten, die man dennoch fand, als Rückfällige, als Abtrünnige des katholischen Glaubens nur um so härter bestraft werden — das Blut der Märtyrer erwies sich auch hier als Samen der Kirche; aus der Blut- und Feuertaufe stieg die evangelische Kirche Frankreichs verjüngt, erneuert, verklärt empor. Aus jenen drei bis vier Geistlichen waren im Laufe von vierzig Jahren sechzig geworden; obgleich sie alle, im Fall sie ergriffen wurden, den Tod am Galgen oder unter dem Rade als gewisses Loos vor sich sahen und die meisten von ihnen diesen Tod wirklich erduldet haben. Die verborgenen, zerstreuten Protestanten waren zu Gemeinden gesammelt, die unter selbstgewählten Vorständen die strengste Sittenzucht übten, in denen das lieblichste Glaubensleben blühte. Wie dies trotz des fortdauernden unerhörten Druckes, trotz der nie schlummernden Verfolgung dennoch möglich geworden, darüber wollen wir den Mann selbst hören, der sich nach

und neben so manchen andern um diese innere Wiederherstellung der evangelischen Kirche in Frankreich das höchste Verdienst erworben, der vierzig Jahre seines Lebens, beständig den Tod vor Augen, diesem Werke mit bewunderungswürdigem Erfolg unter dem sichtbaren Beistande des Herrn, der auch vom Tode errettet und noch immer Wunder thut, gewidmet hat. Es ist dies der Prediger Rabaut, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Der Ruf seiner außerordentlichen Wirksamkeit, seines unerschütterlichen Muthes, seines beispiellosen Glückes, mit dem er allen Nachstellungen der Feinde immer wieder wie durch ein Wunder entging, drang durch ganz Frankreich, ja durch Europa. Eines Tages bat man ihn in vertrauter Gesellschaft, etwas aus seinem so überaus merkwürdigen Leben zu erzählen. „Aber was?" sagte er. „Wo sollte ich anfangen, wo enden?" Da man gerade bei Tische saß und er früher beiläufig erwähnt hatte, daß seine Mahlzeiten gewöhnlich nicht länger als 10 Minuten dauerten, so schlug ein Gast vor: er möchte die Geschichte seiner Mahlzeiten erzählen. Und Rabaut:

„Ja, es wäre eine merkwürdige Geschichte, die meiner Mahlzeiten. Es sind Monate vergangen, ohne daß ich zwei Tage hinter einander zu derselben Stunde und in demselben Hause zu Mittag gegessen hätte; Monate, während welcher ich nicht ein einziges Mal gespeist habe, ohne daß Schildwachen ausgestellt waren, um mich im Fall eines Ueberfalls zu warnen. Seit zwanzig Jahren habe ich mich fast niemals zu Tische gesetzt ohne vorher zu sehen, durch welchen Ausweg ich entfliehen könne. Oft hatte man schon das Haus umzingelt und noch öfter mußte ich fliehen, als ich kaum angefangen hatte, zu

essen. Sehr selten wußte ich am Abend, wo und bei wem ich am andern Tage meinen Tisch gedeckt finden würde. Kurz: mit dem Verzeichniß der Orte, wo ich zu Mittag gegessen, würden Sie die Geographie des ganzen Südens unseres Landes, aller Städte, Flecken, Dörfer und Ortschaften haben.......

So manches Mal hatte ich die Ehre, mit den Officieren der Gendarmerie, mit Priestern, mit den Anführern meiner Verfolger zu speisen. Ich hörte sie von mir reden, von meiner Kühnheit ihren Nachstellungen gegenüber, von meinem Glück im Entrinnen.

Ich mischte mich in die Unterhaltung; ich erzählte selbst einige von den Listen, durch welche ich ihnen entkommen war. Ach! ich erröthete im Geheimen über die traurige Gewandheit, welche ich mir in der Kunst zu täuschen hatte aneignen müssen. Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß in die Freude, entronnen zu sein, sich nicht selten eine gewisse Schadenfreude über den Aerger meiner Verfolger mischte. Deshalb beschloß ich fast bei mir selbst, keinem, wer es auch sei, ob Freund oder Feind, diese Art von Heldenthaten mehr zu erzählen.

Diese fortwährende Mischung von oft komischen Abenteuern mit so ernsten Berufs-Geschäften, ist eine der peinlichsten Seiten unserer Lage. Es würde mir weniger schwer fallen, mein Leben offen auf's Spiel zu setzen als es durch unaufhörliche Vorsichtsmaaßregeln zu schützen. Eines Tages, als ich verfolgt wurde, zwangen mich Freunde, mich als Frau zu verkleiden. Auf dem Punkte, ergriffen zu werden, warf ich die Verkleidung von mir. Der Gedanke war mir unerträglich, in solchem Gewande gefangen zu werden, und ich wollte lieber verloren sein

als mich dadurch retten daß ich Gefahr lief, meine Person und mein Amt lächerlich zu machen. Gottes Gnade waltete über mir: ich entrann dennoch.

„Sind Sie niemals ergriffen worden?" fragte einer der Zuhörer.

„„Wäre ich dann hier?""

„Sie werden es niemals werden!"

„„Oh! lassen wir die Zukunft. Und gleichwohl habe auch ich mir oft dasselbe gesagt. Die Gefahr macht so leicht abergläubisch. Wenn man so oft und auf so wunderbare Weise gerettet worden ist, meint man unwillkührlich, man müßte es immer werden. Der Soldat, der in zwanzig Schlachten keine Wunden empfangen hat, kommt zuletzt dahin, sich für unverwundbar zu halten. — Aber noch einmal, lassen wir die Zukunft! Sie wird sein .... wie Gott will!""

Er schwieg einen Augenblick.

„„Und warum, hub er wieder an, warum sollte Gott gehalten sein, mich meinen Lauf im Frieden vollenden zu lassen? Wenn er mich zu einer täglichen Dahingabe berufen hat, so hat diese Dahingabe auch täglich ihren Lohn. Hat mich nicht Gott durch das Gute selbst, welches zu thun er mir den Muth und die Mittel gab, bezahlt, überschwenglich bezahlt? Die Segenswünsche derer, welche ich getröstet und gestärkt, die Freudenthränen, welche ich bei meinem Anblick habe fließen sehen — das ist ein unerschöpflicher Schatz aus meiner Vergangenheit, der das Wenige, was ich gethan habe, um ihn anzusammeln, reichlich aufwiegt.

Eines Tages komme ich nach einem langen Marsch ermüdet in ein Dorf. Dort finde ich einen Brief, der

mich zwei Meilen weiter ruft. Ein Sterbender wünschte mich zu sehen und es war, wie man mir sagte, kein Augenblick zu verlieren. Dennoch, ich will's nicht verhehlen, schwankte ich. Die Nacht sank kalt und schwarz nieder. Ein warmes Feuer, ein gutes Nachtquartier, eine Erbauungsstunde, die im Dorf schon angesagt war — alles vereinigte sich, um mich zurückzuhalten. Ich las in den Augen der Leute den heißen Wunsch, daß ich bleiben möchte, aber Niemand wagte ein Wort zu sagen. Ich fühlte, daß Gott durch ihr Stillschweigen zu mir sprach. „Diese braven Leute, dachte ich, sind überzeugt, daß es meine Pflicht ist zu gehen. Sie haben Recht. Ich will gehen. Ich werde mehr Gutes unter ihnen wirken, wenn ich gehe, als wenn ich ihnen die beste Predigt hielte." Ich brach auf. Der Weg war entsetzlich. Ich hatte erst eine halbe Meile zurückgelegt, als ich Schnee antraf, anfangs wenig, dann, je höher ich kam — denn es war im Gebirge — bis an die Kniee. Der Weg war nicht gebahnt. Ich verirrte mich. Ich hatte keine andere Wahl, als die Nacht in dieser Wüste zuzubringen oder stehenden Fußes umzukehren, indem ich wo möglich meine Fußtapfen im Schnee zurück verfolgte. Plötzlich bemerkte ich in der Ferne ein Licht. Es kommt von dem Dorf, welches ich suche ... es ist die Lampe meines Kranken! Was gab mir diese Gewißheit? Nichts! Aber ich zweifelte nicht daran. Es war der Herr, der zu mir durch diesen fernen Schimmer sprach, der mir inmitten der Finsterniß sein Wort wiederholte: „ich bin da!" Ja er war wahrhaftig da, in diesem Hause der Trauer. Welche Ergebung! welcher Glaube! welche überwallende Freude bei meiner Ankunft! Der mir die Thüre öffnete, war der

Sohn des Sterbenden. Ich glaubte, er wollte mir zu Füßen fallen. „Er ist da! rief er; Vater, Vater! er ist da!“ Und wie außer sich zog er mich in die Kammer des Kranken. „Er ist es! er ist es!“ wiederholte der Vater, indem er seine matten Hände faltete; und seine schon durch den Tod ausgetrockneten Augen feuchteten sich mit einer letzten Thräne. Er gehörte zu den ältesten Trümmern unserer unglücklichen Kirche. Er hatte noch die Aufhebung des Edikts von Nantes erlebt; er hatte alle unsere schweren Prüfungen durchgemacht und noch so eben, wie ich erfuhr, eine letzte erduldet. Ein fanatischer katholischer Pfarrer hatte sein Bett belagert. Die Drohung, daß wie die Edikte befahlen, sein Leichnam schimpflich sollte hinausgeschleift und sein Vermögen eingezogen werden — nichts hatte ihn erschüttern können. Auf die erste Drohung hatte er geantwortet, daß ihn sein Leib wenig kümmere, wenn nur die Seele zu Gott ginge; auf die zweite hatten seine Kinder an seiner Statt erwiedert, daß sie lieber ihr väterliches Erbtheil verlieren als es, durch einen Abfall befleckt, empfangen wollten. Dieser Kampf hatte seine Kräfte erschöpft. Ihm blieb nur noch übrig zu sterben, aber er wollte sterben in meinen Armen. Seit langer Zeit, sagte er mir selbst, war dies sein Wunsch; seit drei Tagen war es Gewißheit geworden! Und ich kam zu rechter Zeit, ich war nun da! Verstehen Sie mich jetzt? Meinen Sie noch, daß man nöthig hat, an einen zukünftigen Lohn zu denken, wenn Gott Ihnen in solcher Weise Schritt vor Schritt jede erfüllte Pflicht, jeden gespendeten Trost, jedes in seinem Namen verkündigte Wort vergolten hat?

Glauben Sie übrigens nicht, daß alle unsere Freuden

sich darauf beschränken, Gläubige sterben zu sehen und das Glück zu schmecken, ihnen anzugehören. Sobald uns die Verfolgung nur einige Tage der Ruhe läßt, fühlen wir uns glücklich; wir wissen zwischen zwei Stürmen alle die Wonnen des schönen Wetters auszukosten, wie der Soldat zwischen zwei Schlachten alsbald seine Sorglosigkeit und seinen heitern Muth wiedergewinnt. Aber unsere Sorglosigkeit ruht in dem tiefen Glauben an die ewige Wachsamkeit dessen, dessen Soldaten zu sein wir uns rühmen; unser heiterer Muth — es ist immer mehr oder weniger der jener alten Blutzeugen, wenn es ihnen am Tage vor ihrer Hinrichtung erlaubt wurde, sich noch einmal zu einem brüderlichen Festmahl zu vereinigen. Ja auch wir haben unsere Festmahle, aber selten ohne daß die Veranlassung eine ernste, ergreifende sei. Da hat uns ein Freund Nachrichten aus Deutschland, der Schweiz, aus England gebracht. Muß er nicht unsern dortigen Flüchtlingen erzählen können: er habe an unserm Tische gesessen, um später, wenn er an dem ihrigen sitzt, uns im Geiste vor ihr Auge zu führen, wie er sie vor das unsrige geführt hat? An einem andern Tage — da ist einer unserer Gebirgsbewohner so eben von den Galeeren *) zurückgekehrt, wo er zehn, zwanzig, vielleicht dreißig Jahre um seines Glaubens willen zugebracht hat. Man ist müde, ihn zu ernähren; man erlaubt ihm, sein Dorf wiederzusehn. Muß man seine Ankunft nicht feiern? Ist es nicht ein Sieger, der zu seinem heimischen Heerde zurückkehrt? Noch ein andermal

*) Die härteste, schimpflichste Gefängnißstrafe, zu der sonst nur die schwersten Verbrecher verurtheilt wurden.

wird es ein Hochzeitsmahl sein — aber Sie werden dort weder Gesänge noch fröhliches Gelächter hören. Was sollten unter uns diese lärmenden Freuden, diese verbrauchten Beglückwünschungen? Hat nicht ein Jeder der Gäste das Schwert über seinem Haupte hängen und das Brautpaar mehr als jeder Andere? Es hat so eben durch seine Verehelichung in der Wüste*) eines der Verbrechen begangen, welche in den über uns herrschenden Gesetzen am unerbittlichsten bestraft werden. Wie viele Ehegatten sind nicht einander entrissen worden an demselben Tage, der sie vereinigt hatte! Nein, keiner dieser Wünsche, welche die Welt an dem Tage sich darzubringen pflegt! Man betet; man ist fröhlich — aber eben, weil man viel gebetet hat. Nicht auf die Erde — auf den Himmel beziehen sich die Wünsche.

Aber unsere wahren, unsere großen Feste, das sind unsere Versammlungen in der Wüste. In Bezug auf sie ist unsere Geschichte bekannt genug; ich würde Ihnen nur wiederholen, was Sie schon wissen. Nur das füge ich hinzu: alles was man davon erzählt, ist eher unter als über der Wahrheit. Man muß unter uns gelebt haben, um eine Idee davon zu bekommen, was in den Augen unserer Gläubigen eine Versammlung ist, wo sie einen Prediger haben werden, wo sie mit einander werden beten, singen, sich erbauen können. Niemals war ein Fest zu Versailles**) am königlichen Hofe mehr ein

---

*) Gemeinde der Wüste, Gottesdienst in der Wüste, Prediger der Wüste u. s. w. Das war der mir zu bezeichnende Name der verfolgten Protestanten Frankreichs, ihrer Versammlungen an wilden, abgelegenen Orten, ihrer Geistlichen u. s. w.

**) Residenzschloß des Königs von Frankreich.

Gegenstand des Ehrgeizes, der Vorbereitungen und vor allem der Ungeduld, als es eine solche arme schlichte Versammlung ist, die vielleicht den Prediger auf's Schaffot, die Männer auf die Galeeren, die Frauen in die Gefängnisse oder Klöster, und das lebenslang, bringen wird. Zuweilen beginnt man zwei, drei, sechs Monate vorher mit den Vorbereitungen zu einer solchen Versammlung. Es ist nöthig, daß alle benachrichtigt werden und gleichwohl nichts davon ruchbar wird; es ist nöthig, daß wenn man von irgend einem feindlichen Anschlag Wind bekommt, alle Welt zu rechter Zeit davon unterrichtet wird, damit nicht Einer oder der Andere, wie es oft geschehen, statt der Brüder — Soldaten findet. Daher eine Organisation unter uns, die sehr künstlich angelegt und berechnet zu sein scheint und doch ganz von selbst in der Länge der Zeit, allein unter dem Einfluß der Gefahr sich gemacht hat. — Wenn wir zuweilen jedoch Monate gebrauchen, um den Plan zu einer Versammlung auszuführen, so wird auch oft eine solche in wenigen Stunden zusammenberufen und abgehalten; häufig hatte ich, unvermuthet in eins unserer Dörfer gekommen, nur ein Wort zu sagen, um kurz darauf in irgend einem entlegenen Thal 1—2000 Gläubige um mich zu sehen. Die Zusammenberufungen geschehen nach allen Seiten hin in einer vollendeten Ordnung; die Wahl der Orte, die Vertheilung der Schildwachen, Alles ist mit einer Kunst oder vielmehr mit einem Instinkt geregelt, den man bewundern muß.

Und gleichwohl konnten wir niemals, selbst in den ruhigsten Zeiten nicht, sicher sein, in Frieden diese unsere Gottesdienste zu vollenden; niemals konnte ein Einziger der Zuhörer wissen, ob nicht eine Kugel ihn todt auf

dem Platze hinstrecken würde, wo er noch so eben andächtig auf das Wort Gottes gelauscht. Das Verzeichniß solcher blutigen Ueberfälle ist sehr lang in der Geschichte unserer Kirche. Es sind erst vier Jahre, daß wir, am 8. August, in einer der Wüsten von Bas-Languedoc uns wenigstens 10000 an der Zahl versammelt hatten. Ich bestieg so eben die Kanzel. Da bemerkte man plötzlich auf einer der umgebenden Höhen die nur zu bekannte Uniform des Perissac'schen Regiments. Flintenschüsse fallen und in der Mitte dieser zusammengedrängten Menge ist keine Kugel verloren. Man stürzt auseinander, schreit, stößt sich in wildem Gewühle. Die Soldaten laden und schießen von neuem und so vier Mal! Es waren nur 15 bis 20. Ein Wort von mir, und sie wären in Stücke gehauen. Aber nein! diese Unterwerfung, die ich beständig gepredigt — ich wußte sie auch jetzt wieder diesen von Zorn und Empörung überwallenden Herzen als heilige Pflicht darzustellen, sie ihnen aufzuerlegen. Wir trugen unsere Verwundeten, unsere Todten davon und aus der Mitte der fliehenden Haufen ertönten hier und da noch einzelne Verse des unterbrochenen Psalms.

Ach! wie ergreifen diese kunstlosen Gesänge unserer Vorfahren in solchen Augenblicken das Herz! Die Psalmen — sie sind unser einzig großes Heldengedicht, ein Heldengedicht, wie es nie tiefer in der Seele eines Volkes gelebt hat! ein heiliger Schatz, in welchem sich neben den Erinnerungen unseres ganzen Landes die Erinnerungen, die Wünsche, die Freuden und Schmerzen jedes Einzelnen ansammeln. Wenn wir sie singen, ist es uns nicht anders, als hätte sie ein Jeder selbst erst gedichtet,

so unmittelbar, frisch und lebendig quillen sie aus dem von denselben Erfahrungen und Gefühlen bewegten Gemüthe, denen sie ihren Ursprung verdanken. Nicht eine Stelle darin, die nicht für uns ihre besondere Geschichte hätte. Diese Strophe sang eine Mutter an der Wiege ihres erstgebornen Kindes; jene einer unserer Blutzeugen auf dem Wege zum Tode. Ein anderer Psalm — er ertönte, wenn die Waldenser *) als Sieger in ihre Hochthäler zurückkehrten; wieder ein anderer, wenn die Camisarden zum Kampfe zogen. Diesen Vers unterbrachen plötzlich die Kugeln der überfallenden Feinde; jenen stimmte ein Vater im Sterben an, um ihn droben mit den Engeln zu vollenden. O unsere Psalmen! unsere Psalmen! Welche menschliche Zunge kann aussprechen, was sie uns sagen: in unsern Einöden, auf diesem mit unserem Blute gerötheten Boden, unter diesem Himmelsgewölbe, von dessen Höhe diejenigen auf uns herniederblicken, welche vor uns gebetet, geweint und gesungen haben!"

So sprach Rabaut. Hat er dir auch in's Herz gesprochen, lieber Leser? Hat er deine Seele bewegt zum Danke, daß du ungestört, ruhig, in Frieden deinem Gotte dienen, die lieblichen Gottesdienste unserer evangelischen Kirche feiern, ohne Furcht vor feindlichem Ueberfall und Todesgefahr Gottes Wort in der versammelten Gemeinde hören, in deinem Hause es lesen kannst? Oder wäre das dein Dank für diese unverdiente Gnade deines

*) Vorläufer der Reformation, die in den Alpenthälern Piemonts sich Jahrhunderte lang unter den blutigsten Verfolgungen bis auf den heutigen Tag erhalten, und erst im Anfange unseres Jahrhunderts durch die kräftige Verwendung des frommen Beschützers der evangelischen Kirche: des seligen Königs Friedrich Wilhelm III., Duldung erlangt haben.

Gottes, daß du ihm nur mit halbem Herzen, mit der andern Hälfte aber oder gar mit dem ganzen dem Mammon dienteſt? Wäre das dein Dank für die Freiheit des Gottesdienſtes und der Predigt des göttlichen Wortes, daß du ſie mit Gleichgültigkeit behandelſt, die Glocken dich wohl gar oft vergeblich zur Kirche rufen, oder wenn du hineingeheſt, du es thuſt aus todter Gewohnheit, ohne inbrünſtiges Gebet, ohne herzliche Andacht, ohne Hunger und Durſt nach dem Brod und Waſſer des Lebens, das dir dort dargeboten wird, darum auch ohne Früchte der Heiligung und Erneuerung deines ganzen Weſens und Wandels? Wäre das dein Dank für die Freiheit, Gottes Wort ungehindert zu Hauſe leſen zu können, daß die Bibel bei dir unbenutzt, verſtaubt in irgend einem Winkel liegt, oder du nur mal aus Neugierde und Langerweile hineinſchauſt, aber von einem täglichen Gebrauch derſelben, von einem täglichen Leſen darin mit den Deinen bei dir keine Rede iſt? Stände es ſo mit dir — o wenn du jene armen verfolgten unterdrückten Proteſtanten Frankreichs bedauert hätteſt und wie glücklich du doch gegen ſie ſeiſt — ſpare dein Bedauern! Bedaure vielmehr dich ſelbſt! Viel unglücklicher als ſie biſt du! Oder meineſt du, ſie, die gekommen ſind aus großer Trübſal und ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes und vor dem Throne dieſes Lammes nun ihre Harfen ſchlagen — ſie würden mit dir tauſchen wollen, ja ſie hätten auch nur damals mit dir tauſchen wollen, wo ſie noch auf Erden wie die alten Propheten und Bekenner „Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängniß, und umhergingen in Mangel, Trübſal und Ungemach, im Elende in der Wüſte, auf den Ber-

gen und in den Klüften und Löchern der Erde, und gesteinigt, zerhackt, zerstochen, durch's Schwerdt getödtet wurden" (Hebr. 11, 36—38)? Sie hätten's ja thun, hätten's so gut haben können wie du, ruhig und in Frieden leben, es hätte sie nur ein Wort gekostet, sie hätten nur der Bibel, dem Lesen und Forschen in ihr, dem Hören der biblischen Predigt zu entsagen brauchen — und man würde sie nicht nur in Ruhe gelassen sondern ihnen noch Vieles dazu gegeben haben. Aber sie haben's nicht gethan, nicht gewollt. Es muß doch in dieser Bibel ein ganz köstlicher Schatz liegen, daß diese Leute alles, was sonst dem Menschen theuer ist: Hab und Gut, Freiheit und Leben daran gegeben haben, um ihn zu behalten. Such' ihn nur, diesen Schatz, in der Bibel, such ihn mit der Bitte, daß der Herr dir helle, erleuchtete Augen und ein offenes Herz schenken möchte, und du wirst ihn finden und wirst's dann selbst erfahren, daß dieser Schatz mehr werth ist als alle Reichthümer, als alle Lust und Herrlichkeit dieser Welt.

Doch wir kehren zu unserm Paul Rabaut zurück.

Wie nah er oft daran war, gefangen zu werden und dann eines schimpflichen Todes zu sterben und wie er vor solchem Schicksal nur durch den wunderbaren handgreiflichen Schutz Gottes bewahrt wurde — davon noch ein Beispiel.

Es war endlich den unausgesetzten Bemühungen der zur gewaltsamen Bekehrung der Protestanten ausgesandten Soldaten und Jesuiten gelungen, unter ihnen selbst, was bis dahin unerhört, einen Verräther zu finden, und zwar einen, der früher zu den standhaftesten, eifrigsten und heldenmüthigsten Protestanten gehört hatte. Er war

ein noch junger Mann, mit Namen Bruyn. Wie sie ihn allmählig durch die listigsten, wahrhaft satanischen Verlockungen und Verführungen dahin gebracht, wie sie, nachdem sie ihn durch reizende, geistvolle aber gottlose Bücher erst zu einem Ungläubigen gemacht, für den es ja gleichgültig sei, ob er äußerlich zur protestantischen oder katholischen Kirche gehöre — ihm dann als Preis des Verraths die Wiedererlangung seiner heiß geliebten heimlich entrissenen Braut Madeleine von Ferne gezeigt und den immer noch Schwankenden, bis zur Versuchung des Selbstmordes in Verzweiflung Gestürzten, dann aber endlich völlig willenlos ihnen Hingegebenen dazu bestimmt haben — das wäre zu weitläuftig zu erzählen. Hören wir aus seinem eigenen Munde die Erzählung des versuchten Verraths, wie er, der später aus seinem tiefen Fall unter heißen Petrusthränen Erstandene, einem edlen katholischen Geistlichen gegenüber, der wieder gut machen wollte, was seine Glaubensgenossen an ihm gefrevelt, seinem gepreßten Herzen Luft macht.

Der Verrath war selten in unsern Gegenden. Es war fast ohne Beispiel, daß bekehrte Protestanten ihre früheren Brüder verkauft hätten. Es machte mir deshalb keine Schwierigkeit den Ort und Tag einer gottesdienstlichen Versammlung zu erfahren, die Rabaut leiten sollte.

Es sollte dies in einer unserer „Wüsten" Statt finden, die dieses Namens am würdigsten war. Ich kannte den Ort, denn die Versammlungen waren oft daselbst gehalten worden; er war dazu so geeignet, daß man ihn „den Tempel" genannt hatte. Fünf oder sechs Wege führten zu einer ganz von Felsen umgebenen Ebene. Von der Höhe dieser Felsen konnten unsere Schildwa-

chen eine Meile weit in die Runde sehen. Die Ausgänge waren zahlreich. Es bedurfte 10,000 Mann, um uns da mit einiger Hoffnung des Erfolges zu umzingeln. Deshalb konnte man auch nicht daran denken, sich an dem Orte selbst Rabaut's zu bemächtigen. Aber ich kannte den Fußsteig, auf welchem er gewöhnlich dorthin ging, ich hatte ihn selbst mehrere Male begleitet. Dieser zwischen dem Felsen sich verstohlen aufwärts schlängelnde Fußpfad schien zu einem Ueberfall wie gemacht.

Es handelte sich darum, die Soldaten dorthin zu bringen. Dies war nicht leicht: denn ein einziger, den man, wenn auch nur in meilenweiter Entfernung von da bemerkt hätte, würde hingereicht haben, den Verdacht dessen, was wir vorhatten, im ganzen Lande zu wecken und unser Unternehmen von vorn herein zu vereiteln. Ich brachte ihrer immer zwei, als Bauern verkleidet, dorthin, und zwar in 10 Nächten zu 10 verschiedenen Malen, so daß am Morgen des 11. Tages, zwei Tage vor dem für die Versammlung bestimmten, sich 20 Mann in einer geräumigen Höhle befanden, die sich wenige Schritt neben dem Fußsteig öffnete. Der Oberst der Soldaten (der Hauptverführer des Bruyn) befand sich unter der Zahl. Er wollte Niemandem anders das Vergnügen und den Ruhm überlassen, den er sich von dieser Unternehmung versprach.

Ich glaubte meine Aufgabe vollendet und wollte mich entfernen; aber man hielt mich zurück. Die Soldaten kannten den Prediger (Rabaut) nicht; ich sollte ihnen denselben zeigen. Vergebens flehte ich, mich mit dieser entsetzlichen Rolle zu verschonen. Ich versuchte zu fliehen; aber man verhinderte mich daran und bewachte mich sorgfältig.

Zwei Tage mußten noch verfließen bis zu dem der Versammlung. Wie waren sie so lang, diese zwei Tage! Von Zeit zu Zeit gelang es mir, mich zu betäuben; aber nur, um gleich darauf unter dem Druck einer furchtbaren Angst zu erwachen. Wenn ich daran dachte, daß ich, ich: einst das Vorbild und die Hoffnung meiner armen Brüder, dort sei, um ihren über Alles geliebten Führer auf's Schaffot zu bringen — es war mir wie im Traume, und wie ein Träumender stieß ich dieses fluchwürdige Gedankenbild von mir. Es schien mir endlich, als wolle der Traum endigen, als fände ich mich selbst wieder. Ja ich fand mich selbst wieder ... aber um mit immer größerem Entsetzen vor mir selbst zurückzubeben. Wenn ich durch diese Fenstergitter (er erzählte dies im Gefängniß und erwartete, fälschlicherweise eines Mordanfalls auf seinen Verführer, den Obersten, beschuldigt, sein Todesurtheil) den ersten Schimmer meines letzten Tages erblicken werde, so wird er mich weniger erschrecken, als mich dort in der Höhle die ersten Strahlen des Tages erschreckten, an welchem ich mein Verbrechen vollenden sollte.

Alle Vorrichtungen waren getroffen. Einige Soldaten, die zwanzig Fuß weiter oben sich versteckt hatten, sollten auf ein verabredetes Zeichen den Weg sperren. In demselben Augenblick stürzten die andern aus der Höhle, und der von vorn und hinten überfallene Geistliche mußte unrettbar verloren sein. Man hatte auf mein inständiges Flehen mir es nachgelassen, mich verborgen zu halten. Waren die Soldaten einmal draußen, so konnte ich mich heimlich davon stehlen, den Fußpfad hinabeilen und entfliehen.

Schon begann meine Strafe. Das Auge an eine Felsenspalte geheftet sah ich zehn Schritt von mir alle die vorübergehen, mit denen ich einst eben denselben Weg gemacht hatte. Männer, Frauen, Kinder, Greise folgten einander in Gruppen auf den steinigten Stufen des Felsen. Wenige sprachen. Die Meisten waren ernst und gesammelt. Ein Friede, der einen bittern Gegensatz zu meiner namenlosen Unruhe bildete, glänzte auf ihren durch die heißen Strahlen der südlichen Sonne gebräunten Stirnen.

Ein Greis, den andere Personen mir bis dahin verdeckt hatten, stand still um Athem zu schöpfen ... Es war mein Vater! Er nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie er gealtert hatte! Ich las meine Geschichte, seinen Schmerz darüber, in den tiefen Falten seines Gesichtes. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von diesen weißen Haaren, die ich im Begriff stand mit Schmach zu bedecken. Er war schon längst verschwunden, als mein Blick ihm noch immer nachstarrte.

Ich fühlte mich am Arm ergriffen. „Ist es der? ... Ist es der? ...“ flüsterten eilig die Soldaten. Ich blickte hin. „Nein“ antwortete ich. Aber es war in der That einer unserer Geistlichen, Paul Vincent. Die Soldaten zitterten vor Ungeduld; ihr Führer selbst that sich sichtlich Gewalt an, um eine solche Beute fahren zu lassen. Aber als sie gleich darauf zwei andere bemerkten, zwei auf einmal, riefen sie, fast mit lauter Stimme: „ist er es? ... welcher von Beiden ist es? ... und schon glaubte ich, sie wollten sich aus der Höhle stürzen, noch ehe jene einmal nahe gekommen. „Nein,

sagte ich, nein ... weder der eine noch der andere ..." Es waren die Pastoren Lacontré und Guizot, zwei der nächst Rabaut bei uns verehrtesten und in der Provinz bekanntesten Namen.

Ich athmete kaum mehr. Schon drei! ... Noch Einen, und Er wird's sein ... denn es war sehr selten, daß eine Versammlung mehr als vier Geistliche zählte und meist kamen nur ein oder zwei. Schon drei! ... Wenn er nicht käme? ... Wenn er wenigstens einen andern Weg eingeschlagen hätte? ... Aber nein. Ich fühlte, daß ich den Kelch bis auf den letzten Tropfen trinken müßte. Es würde mir fast ungerecht erschienen sein, wenn ich, nachdem ich in das Verbrechen hatte einwilligen können, nicht verurtheilt gewesen wäre, es zu vollenden.

Aber Gott schien Gefallen daran zu finden, den verhängnißvollen Augenblick noch hinauszuschieben. Ich war noch nicht genug gebrochen; ich hatte die Schande ehrloser Niederträchtigkeit noch nicht genug gekostet.

Eine Frau nahte. Nur mit Mühe schleppte sie sich fort. Aber es schien fast, als ob neuer Muth und neue Kraft ihr kämen, je mehr sie sich diesen Bergen näherte, wo sie Gottes Angesicht suchen, Sein Wort hören wollte. Diese Frau — es war meine Mutter!

Sie ist vorüber. Die Stunde naht. Einige Gläubige, die sich verspätet, einige zitternde Greise gehen noch vorbei. Die Soldaten murren; der Führer blickt mich wild an. Fast beginne ich zu hoffen.

Nach einigen Augenblicken einsamer Stille hört man von neuem Tritte. Ich blicke hin ... mir schwindelt der Kopf ... eine eiserne Hand drückt mir die Schläfen zusammen.

Noch hatte ich ihn nicht gesehen, aber er mußte sogleich kommen. Vier junge Leute gingen mit spähenden Blicken vorsichtig voraus. Das war an großen Tagen seine Leibwache, und mehr als einmal war ich darunter gewesen. Er zwar lächelte über diese Besorgnisse. „Besser ist, sagte er, ein Wächter im Himmel als vier hienieden.“ Aber man umgab ihn wider seinen Willen mit der sorglichsten Wachsamkeit. Während der Versammlungen selbst waren außer denen, die für die Sicherheit Aller wachten, immer noch Einige, welche ausschließlich für die seiner Person Sorge trugen.

Die jungen Leute waren so eben vorbei — da erblickte ich ihn. Er war 20—25 Schritt hinter ihnen. Ein einziger Mann begleitete ihn, Fabre aus Nimes, der Vater eines der Vier in der Vorhut.

Wie es weiter gegangen? ... ich sah, ich hörte fast nichts mehr. Er war nur noch 10 Schritte von uns und ich hatte mich noch nicht gerührt. „Diesmal ist er's, nicht wahr?“ fragte der Oberst mit heiserer Stimme. Ich versuchte, glaube ich, nein zu sagen ... meine verwirrten Züge hatten ja! gesagt. — Die Soldaten faßten krampfhaft ihre Gewehre. Der Oberst steht, mit einem Fuß auf der Schwelle der Höhle, bereit als der erste hinauszustürzen.

Aber plötzlich hört man einen Pfiff. Ich sehe Rabaut stutzen, zurückweichen und zwischen den Felsen verschwinden.

Wie der Blitz sind alle Soldaten draußen. Sie stürzen ihm nach, aber Fabre hält sie auf. Statt mit dem Prediger zu fliehen, hat er sich in die Mitte des Fußsteiges gestellt. Er ruft, nur über seinen Leib gehe

der Weg. Man wirft sich auf ihn, man stößt ihn zu Boden. Es war das Werk eines Augenblicks, aber dieser Augenblick genügte, um Rabaut zu retten.

Mehrere Soldaten eilen ihn zu verfolgen. Man durchsucht ringsherum alle Felsen, man steigt auf alle Vorsprünge. Zwanzig Kugeln erwarten ihn, im Fall man ihn nicht lebendig würde fangen können. Endlich erblickt man ihn, aber außer Schußweite. Er war zu Pferde und jagte mit verhängtem Zügel davon. Ich war wie vernichtet in einem Winkel der Höhle zurückgeblieben. Die Freude ihn gerettet zu sehen nahm mir nicht die Erinnerung an das, was ich gethan, um ihn zu verderben. Die so sichtbar über ihn ausgestreckte Hand der Vorsehung schien zu meiner Verrätherei alle Schrecken eines gegen Gott selbst verübten Frevels hinzuzufügen.

Der Oberst war wüthend. Ein Soldat des obern Postens war von einem der vier jungen Leute bemerkt worden. Diese hatten jenes Lärmzeichen gegeben und man hörte sie mit einem Freudengeschrei die wunderbare Flucht des Pastors begrüßen. Fast hätte der Oberst den Soldaten mit seinem Degen durchbohrt. Er stieß furchtbare Flüche aus, über die selbst die Soldaten zu schaudern schienen.

Man brachte den alten Fabre zu ihm. Unter fortwährenden Flüchen befahl er, ihn als Gefangenen zu bewachen. „Schnell! schnell!“ sagte er, „die Hände auf den Rücken gebunden! ... Nach Nimes ... nach Nimes! ... Auf die Galeeren! ...“ — „„Wie ihr wollt!““ sprach der Greis und streckte die Hände hin.

Aber sein Sohn war in der Nähe geblieben. Er eilte auf den Oberst zu. „Nicht er! ... rief er; nicht

er!... Er auf die Galeeren?... Er würde sterben, bevor er hinkäme... Ein Mann in diesem Alter!... Was denken Sie? Nein, nehmen Sie mich! nehmen Sie mich!..." Und schon hatte er den Händen des Soldaten den Strick entrissen, mit welchem dieser den Vater binden wollte.

Der Kampf war lang, ergreifend. Nicht nur der Oberst wollte nichts davon hören, auch der Greis flehte, man möchte seinem Sohne nicht nachgeben. „Ich würde sterben, ehe ich hinkäme, sagst du?... Wohlan es sei! ... Ich werde den Galeeren entgehen, und du würdest zwanzig, dreißig Jahre dort bleiben müssen... Nein, nein!... Mich, mich muß man nehmen..."

Der Sohn wiederholte seine Bitte; die Soldaten standen unentschlossen, gerührt...

Der nichtswürdige Oberst brach endlich in ein lautes Gelächter aus. „Man will auf die Galeeren, sagte er; man kann sie genießen... Greifet alle beide!"

Aber bevor er noch geendigt, hatte der Sohn einem Soldaten den Säbel entrissen; und sich an einen Felsen lehnend rief er: „Alle beide?... Kommt heran!... Ich bin freiwillig hierher gekommen. Wenn man mich wider meinen Willen fortzuschleppen gedenkt, so soll's wenigstens nicht lebendig geschehen."

Mehrere Soldaten drangen mit gefälltem Bajonett auf ihn ein. Der Vater warf sich dazwischen und rief weinend, daß er in den Tausch willige. Der Oberst schien einzusehen, daß es in der That gegen seine Ehre sei, sich eines Menschen mit Gewalt zu bemächtigen, der freiwillig gekommen war. Er befahl den Vater gehen zu lassen und der Sohn ließ sich willig binden. Aber

man gestattete ihnen nicht einmal so viel Zeit, um sich noch einmal zu umarmen. In einem Augenblick waren der Gefangene und die Soldaten außer Gesicht.

Der Vater hatte ihnen nicht folgen können. Er kam zurück und setzte sich an derselben Stelle nieder, wo sein Sohn sich überliefert hatte. Ich sah ihn, ich hörte sein Schluchzen... Ich begreife noch nicht, daß ich mir nicht den Kopf an den Wänden der Höhle zerschmetterte! Man sagt, es giebt Länder, wo man den Mörder an den Leichnam seines Schlachtopfers festbindet. So war mir zu Muthe. Und war dies nicht ein von mir hingemordeter Leichnam, an den ich mich gebunden fühlte? Er mußte mich sogar noch mit seinem Schluchzen, seinen Thränen, seinen Blicken foltern, die mich zwar nicht bemerkten, aber nichts desto weniger wie glühende Klingen mir das innerste Herz durchbohrten.

Bald stand ich auf dem Punkt herauszustürzen, mich zu seinen Füßen zu werfen, ihm alles zu gestehen. Ob er mir vergab, ob er mir fluchte, was that's, wenn nur das fürchterliche Geheimniß mir nicht mehr eingeschlossen im Herzen brannte. Bald fand ich umgekehrt einige Erleichterung in dem Gedanken, daß er es nicht wisse, es vielleicht nie erfahren werde, und daß ich wenigstens der einzige sein werde, um mir zu fluchen.

Auch dieser traurige Trost sollte mir genommen werden. Ich sah die drei Begleiter seines Sohnes kommen. Sie hatten diesen erschütternden Auftritt von ferne zugeschaut. Sie ergriffen die Hände des Greises und weinten still mit ihm.

„Und wißt Ihr,“ sagte endlich einer von ihnen, „wißt Ihr, wer uns verrathen hat?“

„Sei still,“ sagte ein anderer. „Warum sollten wir es ihm sagen?“

„„Warum nicht, meine Kinder?...“ sprach der alte Fabre. „Sagt es, sagt es... Der Schlag wird dadurch nicht härter werden...“

Er täuschte sich. Mein Name machte ihn erzittern. Er wiederholte ihn mehrere Male und ich sah, wie er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Aber wer hat es euch gesagt?“ nahm er wieder das Wort. „Woher weiß man es? Ist man dessen auch gewiß?“

„„Nur zu gewiß, sagten sie. Man hat sich erinnert, daß man ihn gesehen, wie er in einer Nacht mit zwei Soldaten Nimes verließ und am andern Morgen sehr früh allein zurückkehrte. Er wird sie immer je zwei hierher gebracht haben. Kommt, laßt uns hineingehen!...

Ich hatte kaum Zeit, mich in einer dunklen Nebenhöhle zu verbergen. Zwei traten herein... es waren die zwei Brüder von Madeleine. Der Dritte war draußen bei dem armen Vater zurückgeblieben, welcher nicht mit hineingehen wollte.

Sie durchsuchten die Höhle. Ueberbleibsel von Nahrungsmitteln bezeugten den langen Aufenthalt der Soldaten. Sie entdeckten die Oeffnung, durch welche man den Fußsteig sehen konnte. „Sieh!“ sagte der Eine, von hier aus hat man uns ohne Zweifel beobachtet. Und wer weiß!...“ Er hielt inne. „„Was?““ fragte der Andere. „Wer weiß, ob er nicht selbst hier war, um das Zeichen zu geben!...“ Sie schienen bei diesem Gedanken zu schaudern. Ich sah sie hinauseilen, als ob sie Furcht gehabt sich zu besudeln, wenn sie län-

gere Zeit da weilten, wo ein Verräther sich aufgehalten haben konnte.

Auf das erste Gerücht von dem Vorgefallenen hatte sich die Versammlung aufgelöst und die Menge war geflohen. Aber als man, fast zu derselben Zeit, den Abmarsch der Soldaten erfuhr, kamen Viele zurück. Man wollte diesen Ort sehen, der für sie eine so traurige Berühmtheit erlangt hatte. Schon war Fabre von Freunden umringt. Ich hörte die Unterhaltungen, die Erzählungen ... und dann meinen Namen, immer meinen Namen!

Die Höhle war voll von Leuten. Ich wich wie ein giftiger Wurm bis in die hintersten Tiefen meines Verstecks zurück, wo ich wie in einer Art von Grab nur noch auf den Knieen liegen konnte; aber ich fuhr fort alles zu hören.

Eine große Bewegung entstand, dann ein tiefes Stillschweigen: man betete!

Eine mir nur zu bekannte Stimme, die des Pastor Vincent, sprach laut das: „Unsere Hülfe sei" u. s. w.; aber statt wie gewöhnlich mit dem Bekenntniß der Sünden fortzufahren, wiederholte er langsam zu dreien Malen: „Unsere Hülfe sei in dem Namen des Herrn!"

Niemals hat ein Prediger mehr mit wenigeren Worten gesagt; niemals einen tieferen Schmerz mit mehr Muth und Glauben ausgesprochen.

Darin bestand das ganze Gebet. Vincent fühlte, daß ein Jeder sein ganzes Herz darin ergossen hatte, und daß er den ergreifenden Eindruck durch weitere Worte nur abschwächen würde. Er schlug deshalb die Bibel auf ... und neue Dolchstiche sollten mir durch's Herz

gehen. Ich hörte mit Entsetzen, wie er die Passions-geschichte mit zitternder Stimme vorzulesen begann. Er war noch nicht beim dritten Verse, als alle schon im Innersten getroffen waren von der furchtbaren Aehnlichkeit des Vorgelesenen mit dem so eben Geschehenen.

„Es war aber," so lauteten die Worte, „der Satanas gefahren in den Judas, genannt Ischarioth, der da war aus der Zahl der Zwölfe.

„Und er ging hin und redete mit den Hohenpriestern und mit den Hauptleuten, wie er ihn wollte ihnen überantworten.

„Und sie wurden froh . . ." (Luk. 22, 3 u. s. w.)

Ein dumpfes Gemurmel, ein unterdrückter Schauer begleiteten diese Worte. Mit solcher von Schmerz hingerissenen Aufmerksamkeit lauschten alle, daß man meinen sollte, sie hörten diese erschütternde Geschichte zum erstenmal.

Von Zeit zu Zeit schienen sie mich zu vergessen. Sie folgten schweigend mit tiefer Bewegung der Erzählung von dem langen Todesleiden des Herrn. Aber der unerbittliche Schreiber der heiligen Geschichte hatte den Verräther nicht vergessen, und sein hier und da wie ein dunkler Schatten in das Gemälde geworfener Name rief jeden Augenblick das Gemurmel auf die Lippen, die Empörung in die Herzen zurück.

„Und zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie es beschlossen ist. Doch wehe demselbigen Menschen, durch welchen er verrathen wird! . . ." (Luk. 22, 22 u. s. w.) Und weiter (V. 48): „Juda, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?"

Ich glaubte, der Geistliche würde über das sprechen, was er so eben gelesen; aber was konnte er dem noch

hinzufügen, was schon alle in tiefster Seele empfunden hatten? Er schloß das Buch und faltete die Hände. Lange Zeit stand er unbeweglich da, die Augen gen Himmel gerichtet; dann ... Aber warum sollte ich versuchen, Ihnen sein Gebet wiederzugeben? O ihr wißt nicht, ihr andern in euren prachtvollen Kirchen, ihr wißt nicht, was es heißt, beten in einer Höhle, mit der Gefangenschaft, mit dem Tode im Auge, zwei Schritt von dem Orte, wo ein Glied der Heerde so eben aus den Armen eines Vaters gerissen ist. Ich, der Urheber dieses Unglücks — ja ich fand einen Trost darin, mit den Schlachtopfern zu weinen. Verrath, Gewissensbisse, die entsetzliche Zukunft — Alles vergaß ich in diesem Augenblicke. Ich war wieder derselbe, wie vor zwei Jahren; ich hatte die Gluth, die Reinheit meines früheren Glaubens wieder gefunden. Ich wäre im Stande gewesen, den so ergreifenden Anfang dieses Gebetes mit derselben Beredsamkeit zu vollenden. Nicht eher sank ich in mein Elend zurück als da ich den Geistlichen für mich beten hörte...

Man ging. Ich hatte nach diesem Augenblick gelechzt; und als er gekommen war, erzitterte ich. Mich überfiel Entsetzen. Es war mir, als ob ich meinem eigenen Begräbniß beigewohnt hätte, und als ob die Menge mich einsam, vom eisigen Tode umfangen in einem Winkel des Kirchhofes zurückgelassen hätte. Endlich wagte auch ich mich hervor. Der Tag neigte sich. Ich erwartete die Nacht, um mich zu entfernen; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Fußsteig zu betreten. Mitten durch die Felsen suchte ich mir einen Weg ..."

So weit Bruyn. Wir bemerken über sein ferneres Schicksal nur noch, daß es den Bemühungen jenes edlen

katholischen Geistlichen, des Pater Bridaine, den ihm Gott zugeführt, gelang, ihn auf freien Fuß zu setzen, nachdem die Grundlosigkeit der erwähnten Beschuldigung, als habe er seinen Verführer, den Obersten, ermorden wollen, an den Tag gekommen war. Das Verbrechen, welches er wirklich begangen: die Verläugnung seines Glaubens und den Verrath seiner Brüder hat er selbst gebüßt und gesühnt in langer, schwerer, gründlicher Reue.

Wohin war denn Rabaut entflohen? Etwa um, kaum der Gefangenschaft und dem schmählichsten Tode entronnen, sich nun um so sicherer zu verbergen? O nein, daran dachte er nicht von ferne, er, der sich das Wort seines Meisters: zu wirken so lange es Tag sei, ehe die Nacht komme, da Niemand wirken kann! zur unverbrüchlichen Richtschnur seines Lebens genommen. Wir finden ihn bald darauf auf einem Wege, der gerade der Gefangenschaft und dem Tode entgegenzuführen schien, auf dem Wege: seine gefangenen Brüder und Schwestern in ihrem Kerker zu besuchen. Hören wir, was uns Bungener von dem Besuch bei diesen letzteren erzählt.

„Die Verfolgung hatte mit neuer Heftigkeit begonnen. In Toulouse wurden fünf Protestanten hingerichtet. Die Galeeren in Marseille und Toulon füllten sich mit ihnen. Die Klosterpforten schlossen sich hinter einer großen Zahl von Frauen, die man ihren Familien entrissen hatte, und der Thurm von Constance bei Aigues-Mortes im südlichen Frankreich, wo die Zahl der weiblichen protestantischen Gefangenen sich bis auf neunzehn vermindert hatte, enthielt jetzt fünfundzwanzig, so viel, als er überhaupt beherbergen konnte, darunter auch die alte Mutter von Bruyn. — Hierher führen wir unsere Leser.

Zwei große runde Säle, einer über dem andern, nehmen den ganzen Raum des Thurmes ein. Der untere empfängt das Licht nur von dem oberen durch ein etwa 6 Fuß im Durchmesser haltendes Loch in der Decke; der obere ist wiederum nur durch ein im Mittelpunkt des Gewölbes angebrachtes ähnliches Loch, durch welches der offne Himmel hereinschaut, erleuchtet. Durch diese Oeffnungen allein kann der Rauch hinaus, frische Luft herein; und mit der frischen Luft dringen Kälte, Wind und Regen ein.

Dort leben und sterben mitten im achtzehnten Jahrhundert unter königlichen, durch die katholische Kirche fest verschlossenen Riegeln einige arme Frauen, die nichts anders verbrochen, als daß sie Gott in „der Wüste" angebetet oder ihre Kinder dazu angehalten haben. Mehrere sind dort schon fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre; Marie Durand fast seit dreißig, Anne Gaussaint seit nun bald achtunddreißig Jahren.

Man hat wiederholt, aber vergeblich, sich für sie verwandt. Protestanten, Katholiken, Franzosen und Ausländer — alles was zu sprechen wagte, hatte seinen Einfluß für sie aufgeboten. Je unschuldiger sie waren, um so mehr fürchtete man durch ihre Freilassung ihre Unschuld anzuerkennen.

Aber große Erleichterungen waren ihnen nach und nach von ihren Aufsehern bewilligt worden. Die Bevölkerung von Aigues-Mortes bewies ihnen eine rührende Theilnahme; und da es ohne Beispiel war — wir haben wenigstens kein einziges auffinden können — daß auch nur eine ihren Glauben abgeschworen hätte, so hatte endlich sogar auch die Geistlichkeit sie in Ruhe gelassen. Die

Franziskaner,*) die beauftragt waren, sie zu bekehren, brachten ihnen kaum noch etwas anderes, als Nachrichten von den Ihrigen, Almosen, Kleider und christliche Tröstungen, die sie bei ihnen von jeder römisch-katholischen Beimischung zu trennen gelernt hatten. Sogar eine Bibel hatte den Weg zu ihnen gefunden. Ihre Freunde und Verwandten durften sie bisweilen besuchen. Sie empfingen und schrieben Briefe. Marie Durand stand in Briefwechsel mit Rabaut. Andere Prediger schrieben ihnen gleichfalls. Diese kostbaren Botschaften wurden immer gemeinsam gelesen. Süße Thränen entflossen den Augen, die so viele bittere vergossen hatten; man athmete in solchen Augenblicken zwischen den dumpfen Mauern die Lebensluft der Wüste.

Eines Tages oder vielmehr Abends herrschte in der Stunde, wo die armen Gefangenen sonst schon gewöhnlich auf ihren elenden Betten lagen — denn man gestattete ihnen kein anderes Licht als das der Sonne, — eine große und freudige Bewegung in dem Thurm von Constance. Der untere, diesmal durch eine Lampe erleuchtete Saal hatte alle Gefangene vereinigt. Die Betten standen unberührt. Ein einziges, das der alten seit langer Zeit kranken Anne Gaussaint war besetzt; aber die halb aufrecht sitzende Kranke folgte mit den Augen allen Bewegungen ihrer Gefährtinnen. Ihre durch Leiden und Alter verwelkten Züge erglänzten von einem Strahl des Glücks.

Man hatte so eben alle Betten auf eine Seite des Saals zusammengestellt. In dem dadurch frei gewordenen Raume stand ein alter Sessel mit dem Rücken an der

*) Ein katholischer Mönchsorden.

Wand. Vor diesem Sessel, ein Tisch; auf diesem Tisch, ein alter Teppich; auf diesem Teppich, eine große Bibel mit stark abgenutztem Einband. Vor diesem Tisch endlich einige Stühle, einige Bänke: das ganze wurmstichige Hausgeräth des Gefängnisses.

Alles war bereit. Die Gefangenen gingen auf und nieder. Es schien ihnen leid zu sein, nichts mehr zu thun zu haben.

„Marie, wie viel Uhr ist es?"

„„Es hat so eben auf der Franziskanerkirche sechs geschlagen. Wir haben übrigens noch Zeit.""

„Leider."

„„Wenn er spät kommt, wird er auch um so länger bleiben.""

„Glaubst du?"

„„Ich hoffe es. Es scheint wenigstens nicht, daß der Major *) ihm eine Stunde zum Fortgehen festgesetzt hat.""

„Dieser gute Major! ... Was würden wir ohne ihn machen?"

„„Wenn man wüßte, wie gut er gegen uns ist, er würde schnell cassirt (abgesetzt) sein.""

„Es ist wirklich ein wenig stark. Einem Prediger den Zugang zu uns verstatten! Ein Stellvertreter des Königs, der ihn ein- und ausgehen läßt! ..."

„„Eingehn, ja. Aber wieder herausgehn? ...""

„Oh mein Gott! ... der Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen ... Fürchtest du wirklich einen Fallstrick? .. Herr von Ambly ist die Ehrenhaftigkeit selbst ..."

---

*) Der Commandant des Thurms.

„„Er scheint es ...““

„Hast du irgend welche Anzeichen?“

„„Keine, durchaus keine ... Und dennoch ... es wäre nicht das erste Mal ...““

Marie hatte vergessen, daß sie mit der Mutter jenes Bruyn, jenes Judas Bruyn, wie er damals noch allgemein genannt wurde, sprach. Sie sah, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„„Verzeihung, sagte sie, Verzeihung! ... Woran dachte ich? ... Sprechen wir nicht mehr davon! ...““

„Nein, laß uns davon reden ... Unglückliches Kind! ... Seitdem wir den erwarten, welchen er verrathen wollte, kann ich nur an ihn denken. Wo ist er? ... was macht er? ...“

„„Herr Rabaut weiß es vielleicht.““

„Vielleicht ... Aber wer wird ihn zu fragen wagen? ... Ich gewiß nicht.“

„„Bist du verantwortlich für den ... für das ...““

„Für das Verbrechen, willst du sagen.“

„„... für den Fehltritt deines Sohnes? ...““

„Nein; und gleichwohl, ich zittre bei dem Gedanken, Herrn Rabaut eintreten zu sehen. Denken, daß er gestorben wäre ... gestorben unter der Hand des Henkers ... er ... unser Vater ... unser bester Tröster nächst Gott ... und daß mein Sohn der Urheber seines Todes gewesen wäre! ... Ach! sieh Marie, das ist mir eine furchtbare Centnerlast auf dem Herzen, die nichts hinwegnehmen kann. Wenn er da sein wird und zu mir reden mit seiner liebevollen Freundlichkeit, sein Herz voll Vergebung selbst gegen meinen Sohn — ich werde immer in seinen Augen die Spuren des Entsetzens suchen, die

unser Name ihm einflößen muß ... Aber man öffnet ... Ist er es, guter Gott? ... Es war der Major, welcher kam, um die Runde zu machen. Er stellte sich, als wüßte er nichts von der schweren Verletzung der Gefängnißvorschriften, die er zu gestatten im Begriff stand. Deshalb zeigte er sich auch nur einen Augenblick an der Thür, um nicht gezwungen zu sein, die Umstellung der Betten zu bemerken.

„„Er ist sicher für uns,““ sagte eine der Gefangenen.

„Er sah sehr finster aus,“ sagte eine andere.

„Sehr befangen,“ sprach eine dritte.

„Das ist ganz natürlich. Er setzt diesen Abend seine Stelle auf's Spiel ...“

„Und für uns! Aber was hast Du, Marie? ...“

„„Nichts ... nichts!““

„Aber doch? ...“

„„Nichts ... Ich wollte nur, es wäre morgen!““

Die Thür öffnete sich wieder. Es war Rabaut.

Ist es nöthig zu sagen, welch' ein Ereigniß dieser Besuch für die Gefangenen war?

Einige hatten ihn gekannt. Diesen war es nicht anders, als ob Gott selbst im Gefängniß erschienen wäre. Viele, und Marie gehörte zu ihnen, hatten ihn nie gesehen; aber seit zwanzig Jahren hatten sie von ihm reden hören. Mit der Sehnsucht, die Tröstungen des Seelsorgers zu empfangen, verband sich die, den außerordentlichen Mann, den Helden so vieler Erzählungen, den Mittelpunkt dieser staunenswerthen Geschichte zu sehen, in der ihre unbekannten Namen an der Seite des seinigen standen.

Aber wenn sie seit zwanzig Jahren seinen Namen kannten und wiederholten, so kannte er noch viel besser

den ihres Gefängnisses, und oft hatte er die dunkle Geschichte desselben vor seinem Auge vorübergehen lassen. Obgleich die Gefangenen in Aigues-Mortes im Ganzen nicht unglücklicher waren als viele andere, so hatten sie doch das Vorrecht, mehr Theilnahme zu erregen. Der im Lande berühmte Thurm, das alte Schloß: ein Denkmal der Kreuzzüge — alles trug dazu bei, von ferne das armselige Leben der Gefangenen mit einem besondern Glanz zu umgeben. Diese Pforten, die sich so eben vor Rabaut geöffnet, hatte er schon vorher tausendmal im Gedanken durchschritten; diese Frauen, die er vor sich sah — er kannte das Leben einer jeden. Selbst die, welche er noch niemals gesehen, würde er nach dem tiefen Eindruck, den sie auf ihn machten, erkannt haben.

Sie waren ihm anfangs entgegengeeilt; aber dann hatten sie, von Ehrerbietung zurückgehalten, unwillkührlich einen weiten Halbkreis um ihn gebildet. Die Einen hatten sich auf die Kniee geworfen, jedoch vor Gott und nicht vor einem Menschen, denn ihre Blicke waren gen Himmel gerichtet und ihre Lippen beteten; die Andern sahen nur ihn, und konnten noch nichts anderes als allein an ihn denken.

Auch er war stumm und unbeweglich. Seine Augen blickten bald gen Himmel, bald auf die Gefangenen. Seine Hände falteten sich zum Gebet, dann wieder streckten sie sich aus zum Segnen. Man hörte nur hier und da unterdrücktes Schluchzen und zuweilen die Stimme der alten Saussaint, welche ihren Lieblings-Psalm leise vor sich her murmelte:

Nun lasse mich Herr
Hinfahren in Frieden!..

Endlich trat Rabaut näher. Er hatte den Sessel, den Tisch und die Bibel bemerkt; er wollte, bevor er zu ihnen redete, noch einmal zu Gott reden, für den sie so Vieles erduldet hatten.

Man hatte ihn verstanden. Als er hinter den Tisch getreten war, hatten sich alle in zwei Reihen einige Schritte vor ihm zur Erde geworfen.

Er betete, aber diesmal mit lauter Stimme. Er betete — sollen wir versuchen, seine Worte wiederzugeben? er betete ... wie der an einem solchen Ort inmitten einer solchen Versammlung beten mußte, der alle Tage sein Leben wagte, um zu trösten und um zu beten.

„O Gott," sprach er, „Du unser Vater! ... Unsere Herzen waren schon früher in der Ferne vereinigt, unsere Gedanken haben sich oft begegnet, indem sie zu Deinem Thron emporstiegen. Aber jetzt ist es Dein gnädiger Wille gewesen, daß unsere Stimme wie unsere Herzen einmal gemeinsam zu Dir emporsteigen dürfen ... Ach! was können wir Dir zum Danke darbringen Herr! was für Dich thun, der Du so viel für uns gethan hast? ... Ach wir armen Sünder, selbst unsere Dankbarkeit wird zum Fallstrick für unsere Seelen. Alles was wir von Liebe gegen Dich besitzen, geben wir hin um Dir für die heutige Gnadenerweisung zu danken, und wir vergessen, daß Du auch vorher schon nicht weniger unser Beschützer, unser Vater, unser Heiland, unser Gott gewesen. Was ist diese Wohlthat im Vergleich zu denen, mit welchen Du uns durch das Evangelium überschüttet hast? Was sind diese einzelnen Strahlen der heute uns zu Theil gewordenen Freude gegen die Sonne der Gerechtigkeit selbst, die immer scheint, immer

leuchtet mit ihrem wunderbaren Glanze für einen Jeden, der Aug' und Herz zum Himmel hebt! ... So bedürfen wir selbst in dem Augenblick, wo wir uns ganz bei Dir fühlen, daß Du unsere Gedanken auf den rechten Weg leitest; selbst wenn unsere Seele Dir entgegen fliegt, kann sie sich noch verirren. Komm denn, o Herr unser Gott, und lehre Du selbst uns den Weg, der zu Dir führt. Möchten Fleisch und Blut keinen Theil haben an dem Gottesdienst, mit dem wir Dich zu preisen heute von Dir gewürdigt sind. Es ist das erste Mal, Herr unser Gott, daß wir Dich mit einander anrufen; es wird, so weit Menschen sehen, auch das letzte Mal sein ... So gieb uns denn, daß wir es so thun, wie wir es einst in dem Himmel thun werden ..."

Er setzte sich. Die Frauen, die bis dahin gekniet, erhoben sich; er gab ihnen ein Zeichen, sich zu setzen. Aber sie thaten es nicht, und als er die Bibel nahm, fielen sie von neuem auf die Knieen.

Kaum hatte er die Bibel berührt, als eine neue Bewegung sich in seinen Zügen malte. Er erkannte sie: es war die alte Familienbibel der Bruyn's. Ein Stück Zeug, das, getränkt mit dem Blute eines ihrer in der Bartholomäus-Nacht *) ermordeten Vorfahren, ein Familien-Heiligthum war und seit Jahrhunderten von Geschlecht auf Geschlecht als Lesezeichen bei ihren täglichen Hausandachten diente — hatte es ihm gezeigt. In dem-

*) In der Bartholomäus-Nacht (24. August) oder der Pariser Bluthochzeit wurden 1572 an 30,000 Protestanten in Paris und Frankreich hinterlistig ermordet, als sie sich arglos der Freude über die durch die Heirath ihres Führers: des Prinzen von Navarra mit der Schwester des Königs besiegelten Beilegung des langen blutigen Religions- und Bürgerkrieges hingegeben hatten.

selben Augenblicke brach eine Frau, die bis dahin sich hinter den Andern zu verbergen gesucht, in Thränen aus.

„Dieser Schatz hier! Ein solches Erbstück der Gefahr aussetzen ...

„Für wen sollte ich es aufbewahren? ..." murmelte die Frau. „Meine Kinder alle dahin *) ..."

Rabaut schaute sie mit einem fast lächelnden Blick an.

„„Es steht geschrieben, sagte er, daß Gott denen, die ihm dienen, selbst aus den Steinen Kinder erwecken kann.""

„Großer Gott! ..." rief sie. „Ich sollte meinen Sohn wiedersehen? ..."

„„Ob ihn wiedersehen, das weiß ich nicht. Aber ihn lieben, das könnt Ihr! ...""

„Er lebt? ..."

„„Ja.""

„Er hat bereut?"

„„Ja.""

„Sie haben ihm vergeben?"

„„Ja ... Und Gott vor mir. Beruhigt Euch! ... Diese Bibel wird, wenn sie von hier zurückkehrt, in reine Hände übergehen. Laßt uns lesen, meine Schwestern!""

Er begann, ihnen die Abschiedsreden des Heilandes an seine Jünger aus dem Evangelium St. Johannis vorzulesen. Dies war aus der ganzen Bibel das, was sie am meisten gelesen und immer wieder gelesen hatten. Es gab in diesen wunderbaren Kapiteln (dem 13. bis 17.) so Vieles, was gerade für sie geschrieben schien. Sie

---

*) Ihre einzige Tochter war ihr mit Gewalt entrissen und in ein Kloster gebracht, wo sie aus Gram starb. Von ihren zwei Söhnen war der eine während einer gottesdienstlichen Versammlung in der Wüste von überfallenden Soldaten erschossen, der andere unser bekannter Bruyn.

wußten sie auswendig, und dennoch erschienen sie ihnen in seinem Munde wie völlig neu. Sie fragten sich fast, ob er nichts hinzugefügt habe. Was hätte er hinzufügen sollen, Tröstungen, Hoffnungen — war nicht Alles darin enthalten?

„Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott! so glaubet ihr auch an mich!...

„Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster geben...

„Den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen, denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht; ihr aber kennet ihn...

„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch...

„Gleichwie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe...

„Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr. Haben sie mich verfolget, sie werden euch auch verfolgen...

„So euch die Welt haßt, so wißt, daß sie mich vor euch gehaßt hat...

„Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran...

„Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen und euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll Niemand von euch nehmen...

„Vater, ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nehmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Uebel...

„Heilige sie in Deiner Wahrheit... auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du Vater in mir und ich in Dir...

„Daß sie eins seien, gleichwie wir eins sind ..."
Bei diesen Worten hielt er inne.

„Versteht ihr, meine Schwestern? ... sagte er. Eins sein mit Gott! Das ist das große, gnadenvolle Geheimniß! Eins sein mit Gott! Was können uns dann der Haß und die Verfolgung der Menschen thun? Wie Er sind auch wir dann darüber erhaben. Eins sein mit Gott! Was kümmern uns die Leiden dieser Zeit? Indem uns die Gottlosen unsere irdischen Güter entreißen, öffnen sie uns nur um so früher die seligen Pforten der Ewigkeit."

Bei diesem großen Gedanken verweilte er immer am liebsten; so auch jetzt. Mit der ganzen Gluth seiner hinreißenden Beredsamkeit suchte er ihn dem Herzen unauslöschlich einzuprägen. Endlich fuhr er fort:

„Seht, meine Schwestern, das ist die Vereinigung mit Gott. Wenn ihr sie begehrt, so empfanget ihr Siegel! Dieser Tisch werde zum Altar. Wo ist das Brod, wo der Wein?"

Man hatte daran gedacht. Communiciren — das war ihr heißester Wunsch.

Man trug die heiligen Zeichen herbei. Das Brod war auf einer irdenen Schüssel, der Wein in einem zinnernen Becher.

„Wir haben nichts Besseres," sagte Marie.

„„Was thuts? Hatte Jesus mehr?""

Sie wollten wieder niederknieen.

„Nein," sagte Rabaut. „Halten wir's so, wie in der Wüste. Bleibt stehen, meine Schwestern; und wenn ich euch rufen werde, so kommt!"

Nachdem er sich einige Augenblicke gesammelt, begann er. —

Man fragte einst einen Protestanten, wie das heilige Abendmahl in seiner Kirche gefeiert werde. „Fraget den Apostel Paulus!“ antwortete er.

Ebenso würden wir, wenn man uns fragte, wie an jenem Tage im Thurm von Constance communicirt wurde, antworten: „Fragt St. Paulus!“ Er schreibt 1 Cor. 11, 23—25:

„Ich habe es von dem Herrn empfangen, das ich euch gegeben habe. Denn der Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brach's und sprach: nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Abendmahl, und sprach: dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut; solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“

Habt ihr's gelesen? Habt ihr darin die katholische Messe wieder erkannt? Und wenn die Katholiken nicht die Messe sondern das Abendmahl, das wahre Abendmahl Christi suchen wollten, wo würden sie es finden? auf ihren vergoldeten Altären, oder auf diesen Tischen, *) über die zu spotten man sie gelehrt hat. Wo fände es St. Paulus wieder, unter der glänzenden Kuppel der mächtigen St. Peters-Kirche zu Rom oder unter dem vom Rauch geschwärzten Gewölbe des Thurms zu Aigues-Mortes?

Die protestantische Liturgie beruht, wie man weiß, auf dem Bericht St. Pauli und auf den Ermahnungen,

*) In den reformirten Kirchen vertritt die Stelle des Altars ein einfacher, mit einem Tuche behangener Tisch.

welche er daran knüpft. Als der Geistliche die geweihten Worte ausgesprochen hatte, nahten sich ihm die Gefangenen. An eine jede richtete er dem Gebrauch gemäß ein oder zwei ermahnende Verse der Schrift, indem er ihnen Brod und Wein darreichte. Dann ging er zum Bette der Anne Gaussaint. Mit Ungeduld erwartete sie ihn. Ihre Augen, ihre Seele, ihr ganzes Wesen flog der himmlischen Speise entgegen. Kaum hatte sie dieselbe empfangen, als sie erschöpft, außer Athem auf ihr Kissen zurücksank. Immer leiser wiederholte sie:

Nun lasse mich Herr
Hinfahren in Frieden ...

Jetzt erst, nachdem man noch einmal gebetet, sprach Rabaut mit den einzelnen Gefangenen. Er erzählte der Mutter des Bruyn, daß dieser aus dem Gefängniß entlassen sei, rechtschaffene Buße gethan habe, und jetzt mit verdoppeltem Eifer als Gehülfe der Pfarrer unter den zerstreuten Protestanten des Nordens (von Frankreich) arbeite, sie zu kleinen Gemeinden sammle.

Es gab wenige Gefangene, denen Rabaut nicht Nachrichten über ihre Familien und Freunde bringen konnte. Sie überhäuften ihn mit Fragen und die Begierde mehr zu hören stieg mit den Thränen, die seine Antworten ihnen entlockten. Wem hatte er nicht einen oder mehrere Todesfälle zu melden? Aber gerade von den traurigsten Unterhaltungen kann man sich am schwersten losreißen.

Unterdeß war die Nacht vorgerückt. Schon oft hatte die Uhr auf der Franziskaner Kirche geschlagen, seitdem der Geistliche in den Thurm getreten. Es war, als hörte man bisweilen draußen vor der Thür ein unge-

duldiges Flüstern. Das sind die Gefängnißwärter, hatte man gedacht, die über ihr langes Schildwachstehen unwillig werden; denn der Major hatte ihnen verboten, hereinzukommen und sie sollten erst öffnen, wenn Rabaut klopfen würde.

Nur Marie Durand konnte ihren früheren Argwohn nicht unterdrücken. Dieses Geräusch schien ihr verdächtig, ihr Blick drückte eine solche Angst aus, daß der Geistliche es endlich bemerkte. Aber er erzählte so eben die ergreifende Geschichte von der vor kurzem erfolgten Hinrichtung eines evangelischen Geistlichen, des Predigers Rochette in Toulouse, und meinte deshalb, sie zitterten bei dem Gedanken an die Gefahren, denen er selbst beständig ausgesetzt sei.

Aber plötzlich hielt er inne. Man hörte draußen ein Dröhnen wie von einem an eine Stufe der Treppe anstoßenden Gewehrkolben. Er erblaßte. Die Frauen ergriff ein eisiger Schreck. Lautlos horchten sie. Es war kein Zweifel mehr: der Verrath wachte an dieser Thüre. Fliehen war unmöglich, warten: hieße den ihm gebliebenen Muth in Beängstigungen verzehren. Er ging gerade auf die Thür zu und klopfte. Man öffnete ... die Treppe war voll Soldaten!

Die Frauen stießen einen Schrei aus; aber er, er hatte im Angesicht der Gefahr schnell seine ganze Kaltblütigkeit wiedergefunden.

„Wen sucht ihr? ...“ fragte er.

Keine Antwort! Aber man hörte eine ungeduldige und dumpfe Stimme, welche hinter dem Rücken der Soldaten murmelte: „Voran! greift ihn! ...“ Man erkannte die Stimme des Majors.

„Mein Herr,“ sagte der Geistliche, und sein Blick drang durch das Dunkel, worin sich der Major zu verbergen suchte — „ich habe nicht nöthig Ihnen zu sagen, daß dies eine Niederträchtigkeit ist. Da Sie sich verbergen, so wissen Sie es“ ...

Und mit einer Gebehrde, welche Ehrfurcht erzwang, fuhr er fort:

„Erwarten Sie mich!“

Er wandte sich zu den Gefangenen:

„Lebt wohl, lebt wohl, meine armen Schwestern ...“

Aber ihr Schluchzen übertönte seine Stimme. Sie hatten sich ihm zu Füßen geworfen, sie klammerten sich an seine Kleider, sie überströmten seine Hände mit ihren Thränen.

Eine von ihnen hatte sich, das Gesicht mit den Händen bedeckt, vor dem Bette der Anne Gaussaint niedergeworfen. Aber plötzlich erhob sie sich, stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Sie hatte zufällig eine Hand der alten Gefangenen berührt ... diese Hand war kalt und starr. Anne Gaussaint war erhört worden, sie war in Frieden heimgegangen. Ihr schon erkalteter Körper zeigte, daß sie schon seit längerer Zeit gestorben sein mußte, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo der Pastor sich von ihrem Bett entfernt hatte.

„Wohlan, sprach er, Gott sei gelobt! Ich habe ihr den Kerker geöffnet.“

Sodann rasch zur Thüre gewandt:

„Major von Ambly, es fehlt Ihnen eine Gefangene ... Hier ist der Gefangene ... Gehen wir! ...“

Die Soldaten reihten sich maschinenmäßig um ihn. Man konnte beim Blick auf sie zweifeln, ob er ihr Gefangener oder ihr Anführer war.

„Gehen wir!“ wiederholte er. Die Thür schloß sich hinter ihm und entzog ihn den Blicken der Gefangenen.

Acht Tage waren verflossen. Die Nachricht von der Gefangennehmung Rabaut's hatte alle Protestanten des Landes, vornehmlich die rauhen Bewohner des wilden Cevennen=Gebirges in die größte Aufregung versetzt. Das alte Blut der Camisarden fing an, in den so lange zusammengepreßten Herzen aufzukochen. Alle die Erinnerungen an die Heldenthaten ihrer Vorfahren erwachten an dem Tage, wo die Tyrannei den in Fesseln schlug, der ihnen zwanzig Jahre lang Unterwerfung und Geduld gepredigt hatte. Die Cevenoten*) hoben ihre Häupter empor. Niemand hatte bis dahin in Frankreich trotz der unausgesetzten Verfolgungen die alte sprichwörtliche Liebe der Franzosen gegen ihre Herrscher treuer bewahrt als die Protestanten. Ja sie liebten ihn noch immer, diesen König, der sie zertrat oder zertreten ließ; er war für sie noch immer der Gesalbte des Herrn, der Enkel Heinrich des IV.**) Nirgends wurde die Nachricht von seiner gefährlichen Erkrankung im Jahre 1744 mit einem tieferen und aufrichtigeren Schmerze aufgenommen als bei ihnen. Eine damals gerade versammelte Synode hat uns ein Denkmal dieser bewunderungswürdigen Unterthanentreue in ihren Protokollen hinterlassen: „Als am 10. August nach beendeter Sitzung ein Mitglied der Versammlung einen so eben erhaltenen Brief mitgetheilt hatte, der die tief betrübende Nachricht von der Krankheit des

---

*) d. h. Bewohner der Cevennen.

**) Heinrich IV, früher selbst Protestant, hatte seinen ehemaligen Glaubensgenossen durch das Edikt von Nantes Religionsfreiheit gewährt.

Königs enthielt, so warf man sich auf die Kniee nieder, um im heißen Gebet die Genesung Sr. Majestät von Gott zu erflehen. Darauf beschloß die Synode, daß unverzüglich in allen Gemeinden zu demselben Zwecke öffentliche Gebete gehalten werden sollten." Zwei Tage vorher, bei der Eröffnung der Synode, heißt es im obigen Protokollbuch: „Nachdem man das Wort Gottes gelesen und die Hülfe des heiligen Geistes erfleht hatte, bezeugten alle Mitglieder der Versammlung feierlich die Gesinnung unverbrüchlicher Treue gegen den König. Es wurde deshalb beschlossen, daß jeder Pastor alle Jahr wenigstens eine Predigt über die Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die Obrigkeit halten, ferner: daß man in allen Gemeinden einen feierlichen Buß- und Bettag, und zwar vornämlich um für die Erhaltung der geheiligten Person Sr. Majestät gemeinsam zu bitten, begehen solle." Wenn man bedenkt, daß die Mitglieder aller dieser so beschließenden und feiernden Versammlungen, wenn sie bei denselben ergriffen worden wären, im Namen desselben Königs für diese Gottesdienste, die angesetzt waren, um für ihn zu beten, mit den härtesten Strafen, mit schwerem Gefängniß, ja mit dem schimpflichsten Tode würden bestraft worden sein: so muß man bekennen: niemals ist die christliche Unterthanentreue erhabener verkündigt und standhafter bewahrt worden als von diesen französischen Protestanten. Mit welcher tiefen Beschämung müssen wir ihnen gegenüber auf das Jahr 1848 zurückblicken, wo dem treusten und frömmsten König, der sein Volk auf betendem Herzen trug, dies von demselben mit schnödem Aufruhr vergolten wurde! Und selbst, als damals die unversöhnlichen Verfolger dem heldenmü-

thigen protestantischen Volke der Cevennen durch die Gefangennehmung des Mannes, der seit zwanzig Jahren die Säule ihrer Kirche und die Zierde ihres Glaubens gewesen, mit eiserner Faust in's Herz griffen, daß es krampfhaft zusammenzuckend die Fäden der Geduld, an denen es so lange festgehalten, zu zerreißen drohte — selbst da kam es ihnen nicht in den Sinn sich gegen ihren König, sondern nur sich gegen seine schändlichen Diener erheben zu wollen. Der König, so meinten sie, wisse unmöglich, bis zu welchem Grade diese letzteren in ihrem wahrhaft satanischen Haß gegen sie seinen Namen mißbrauchten: und sie hatten Recht. Als dem König Ludwig XV. später in einer von Rabaut verfaßten Denkschrift das ganze grauenvolle Gemälde aller der namenlosen Bedrückungen, welche seine protestantischen Unterthanen unter seiner Regierung zu erdulden hatten, vor Augen gestellt wurde, fühlte er sich dadurch so ergriffen, daß er eigenhändig einen Befehl ausfertigte, wonach diese Bedrückungen augenblicklich aufhören sollten. Leider kam dieser Befehl nicht zur Ausführung, weil ihm, dem durch Ausschweifungen völlig entnervten Schwächling, sein Beichtvater, der Jesuit Desmarêt, vorstellte, daß er durch solche Schonung gegen die Ketzer unausbleiblich den ewigen Höllenstrafen verfallen würde. Doch wir kehren zu unserer Geschichte zurück.

Noch hatten die Cevenoten für ihre beabsichtigte Erhebung und die gewaltsame Befreiung Rabaut's weder einen festen Plan noch Führer. Derjenige, welcher seit so vielen Jahren der Mittelpunkt und die Seele ihrer Gemeinden gewesen, hatte nicht mehr um Rath gefragt werden können; ja man zweifelte, ob er den Aufstand

billigen würde. Alle Welt fühlte die Nothwendigkeit, wenigstens zu warten, bis das gerichtliche Verfahren gegen ihn eingeleitet sein würde. Da man nicht wußte, wie anfangen, so wollte man es den Umständen überlassen, das Zeichen und den Anstoß zu geben. Inzwischen sammelte man alle Nachrichten über die Unternehmungen, Hülfsmittel, Fehler, Erfolge und Niederlagen der Camisarden. Unter allen noch lebenden Helden jenes früheren Verzweiflungskampfes hatte keiner eine feurigere Begeisterung in seinen Erzählungen, eine größere Frische in seiner Seele bewahrt als der alte Antoine Reboul. Von den ersten Anfängen bis zum Schlusse jenes Krieges, d. h. von 1702—1709 konnte er alles erzählen, alles vor die Augen malen. Niemand, selbst Rabaut nicht ausgenommen, hatte fortwährend größere Beweise von Muth und Hingabe gegeben. Sein ganzes Leben, und er stand im 83. Jahre, war ein immerwährender Kampf gewesen. Immer der Erste, immer der Letzte, bei allen Versammlungen und Synoden, hatten die Gefahren ihn beständig auf seinem Posten gefunden; und gleichwohl war er, wie jene alten Soldaten, vor denen sich die Kugeln zu fürchten scheinen, nie ergriffen, nie persönlich beunruhigt worden.

Aber alle die Schläge, welche sein Haupt verschonten, waren auf seine Umgebung gefallen. Seine Frau starb an den Mißhandlungen der Soldaten, nachdem sie ihm einen Sohn geboren. Dieser Sohn war, herangewachsen, 1750 auf den Galeeren gestorben. Er hinterließ 3 Kinder, 1 Tochter und 2 Söhne. Diese beiden Söhne schmachteten gleichfalls auf den Galeeren, die Tochter war Madeleine, die Braut des Bruyn, von

der der Großvater nach ihrer gewaltsamen Entführung noch nichts wieder gehört hatte.

Und gleichwohl suchte man gerade bei diesem so hart geprüften Manne Stärke und Muth. Alle Abend sah sein altes Haus an der Brücke von Montvert einige Protestanten aus der Nachbarschaft versammelt. Man unterhielt sich, man las in der Bibel, man betete. Man war mit gepreßtem Herzen gekommen, man ging erleichtert von dannen. Zuweilen hörte man während dieser Abendversammlungen auf eine gewisse Weise an die Thür klopfen. Man erschrak, man eilte zur Thür aber ohne Licht, denn der Ankömmling durfte von außen nicht gesehen werden ... Es war ein auf der Rundreise begriffener Prediger, der um Herberge für die Nacht bat. Ach! dieses selbe Haus hatte schon zwei dieser treuen Hirten: Dombres 1689 und Arnaud 1718 gefangen nehmen sehen und nur aus besonderer Gnade war es nicht zerstört worden, wie die Edikte es in solchem Falle vorschrieben. Aber trotz aller Gefahr zogen die Prediger immer noch den frommen Heerd des alten Reboul jeder andern Herberge vor.

Seit einigen Tagen trugen die Versammlungen einen andern Charakter. Das Haus an der Brücke von Montvert hatte sich erinnert, daß es schon einmal das Zeichen gegeben; es wollte sich bereit halten, es noch einmal zu geben. Jung und Alt kam heimlich bei Reboul zusammen. Ein Vorstand hatte sich gebildet. Eine große Versammlung war angesagt.

Die Nacht ist gekommen. Wir treten ein. Noch ist Niemand da. Reboul ist allein in seiner großen Küche, wo in einer Stunde die erste Berathung über das, was

zu thun sei, Statt finden soll. Sein Stab steht in einem Winkel. Er bedarf sein nicht mehr; sein Gang, seine Haltung ist wie die eines Fünfundzwanzigjährigen, wie damals 1702! Und ist's für ihn nicht 1702?

Auf einen Tisch zur Rechten des Kamins legt er seine Bibel. Sie, oder vielmehr Gott durch sie, soll den Vorsitz führen.

Er setzt sich vor das heilige Buch und sammelt sich einen Augenblick. Er öffnet es, sucht darin und zeichnet zwei Stellen. Welche? Wir werden es nachher sehen.

Er geht wieder auf und nieder: aber sein Schritt ist langsamer, seine Haltung weniger gerade. Man sollte meinen, er habe plötzlich die Last der Jahre gefühlt.

Unter diesem kühnen und kraftvollen Aeußern hat seit einigen Tagen mehr als ein Kampf die Seele durchwogt. Sollte er mit einem Fuß im Grabe eine so furchtbare Verantwortung auf sein Haupt laden? Den Uebeln, welche aus diesem Krieg entstehen könnten, würde er zwar bald durch den Tod entgehen; aber in welchem Zustande würde er alle diese jungen Leute, die er in ihr Verderben gestoßen, würde er dieses ganze Land zurücklassen, über welches er die entsetzlichste Rache heraufzubeschwören in Begriff stand?

Diesen Augenblicken angstvoller Sorge folgten Augenblicke flammender Begeisterung. Er hatte allen diesen Gefahren, zu welchen er seine Brüder einladen wollte, lange genug getrotzt, um von Niemandem der Selbstsucht oder der Furcht angeklagt zu werden. Wer würde es wagen ihn zu fragen, mit welchem Recht er zum Kriege rufe? Er hatte dieses Recht seit fast sechzig Jahren mit der Spitze des Schwerdtes und um den Preis von hun-

dert Kämpfen erkauft. Welches auch die Erfolge des Krieges sein mögen, man wird es ihm verzeihen, daß er vor seinem Tode noch die Morgenröthe der Freiheit hatte begrüßen wollen, für welche er in seinen jungen Jahren vergeblich gekämpft hatte.

„Wohlan!“ sagte er, „es sei! ... es sei! ...“ — und seine Stirn erhob sich, sein Gang wurde wieder fest und elastisch — „es sei! ... Das Maaß ist voll ... Der Krieg! ... Gott will es! ... Wir haben nur zu lange gewartet ... Ja, zu lange! ... Doch nein! keine Klagen! Wir haben lange gewartet, sehr lange ... Um so besser! Unsere Sache wird um so heiliger in den Augen der Menschen erscheinen, wie sie es schon in den Augen Gottes ist! ... Hervor, mein gutes Schwerdt, hervor! ...“

Er öffnete einen Schrank. Dort schlief in einem doppelten Boden, dessen Geheimniß er allein kannte, seit einem halben Jahrhundert seine ganze Waffenrüstung als Camisarde: eine lange Flinte, ein Panzer, den er einem jener in der Leidensgeschichte der Protestanten so traurig berühmt gewordenen Dragoner abgenommen; ein breitgekrämpter Hut, zwei Pistolen, endlich das Schwerdt, dessen kostbares Aussehen gegen die Einfachheit der übrigen Ausrüstung auffallend abstach. Es stammte von einem seiner Ahnen, einem Begleiter Heinrichs IV. und hatte dessen Siege bei Ivry und Argues mit erfechten helfen. Es hatte sein Gewicht in die Wagschale zu Gunsten dieser Bourbonen geworfen, die so schnell vergaßen, wem sie den Thron verdankten *).

---

*) Heinrich IV., der erste König aus dem Hause Bourbon, früher, wie schon erwähnt, selbst Protestant und Führer der Protestanten, hatte nur mit Hülfe dieser die Krone erkämpft, um derentwil-

„Da ist es!" sprach er. „Komm hervor! . . ." Und er legte es auf die Bibel.

„Hier!" sagte er, „hier! . . . Wenn Du nichts mehr in meinen Händen vermagst, so rede wenigstens an meiner Statt zu denen, welche noch stark genug sind, um zu kämpfen, und jung genug, um zu hoffen."

In diesem Augenblick traten einige Freunde herein.

„Endlich! . . ." sagte Reboul.

„„Kommen wir zu spät?""

Die Uhr des Fleckens schlug sieben.

„Nein . . . Ich dachte . . . dieser Tag ist mir so lang geworden . . ."

Andere kamen, aber nur einzeln oder zu Zweien, die Einen von vorn, die Andern durch den Garten. Man stellte Schildwachen vor jeden Eingang. Die Nacht dunkel und regnerisch, begünstigte die Verschwornen, aber konnte eben so gut Verräthern zu Hülfe kommen. Die Versammlung war auf 8 Uhr festgesetzt.

„Habt Ihr uns nichts unterdessen zu erzählen?" fragten einige junge Leute den Herrn des Hauses.

„„Erzählen, Kinder? . . . Habe ich euch nicht schon seit langer Zeit Alles erzählt?""

„Vielleicht . . . Aber bisher glaubten wir nicht, einmal es ebenso machen zu müssen wie Ihr. Erzählt, was Ihr wollt, heut Abend wird uns Alles neu erscheinen . . ."

„Der wievielste ist heute?"

„„Der sechzehnte!""

„Der sechzehnte December . . . Richtig . . . Einer meiner ältesten Jahrestage."

---

len er seinen Glauben mit den leichtfertigen Worten abschwor: „die Krone Frankreichs ist wohl eine Messe werth."

Er setzte sich an's Feuer in seinen Lehnstuhl von Nußbaum. Die jungen Leute umstanden ihn im Kreise.

„Ja ... das ist es! sagte er wie zu sich selbst. Den 16. December ... eintausend siebenhundert und zwei ..."

„Kinder, fuhr er lauter fort, nicht wahr, ihr habt alle zwischen Alais und Uzès die Ruinen des Schlosses von Servas gesehen? Nun, es sind heute gerade 59 Jahr, daß es am Boden liegt."

„„Dank Euch! ..""

„Dank zuerst Gott, dann mir, dann dreißig anderen, von denen der letzte vor wenigstens zwanzig Jahren gestorben ist."

„Ihr hattet dieses Schloß genommen? .."

„„Nicht mit Sturm. Ich hatte es an Füßen und Fäusten gebunden betreten.""

„Also als Gefangener? ... Ihr habt uns ja gesagt, Ihr wäret nie gefangen worden."

„„Nur Geduld! Dies Schloß fügte uns entsetzlichen Schaden zu. Es lag dort eine Garnison, die zwar nicht zahlreich aber aus den wildesten, raubgierigsten Soldaten der ganzen Provinz zusammengelesen war. Uns in Athem halten, uns einige Männer tödten, wenn sie konnten — nichts natürlicher! das war ihre Pflicht und ihr Handwerk. Aber unsere Dörfer plündern, wie sie es thaten, mitten am Tage auf der Landstraße alles, was sie nach ihrem Belieben für protestantisch erklärten, berauben, mit Kindern, Frauen die Gefängnisse des Schlosses überfüllen — das war Räuberhandwerk und das mußte ihnen gelegt werden.

Aber wie? das Schloß angreifen? Wir hätten unsere Köpfe an den Mauern zerbrochen. Unsern Anführer

Cavalier ließ es keine Ruhe. „Höre, sagte er eines Tages zu mir, du läßt dir die Hände auf den Rücken binden. Du bist ein Gefangener, einer dieser bettelhaften Camisarden, den ich mit einer Abtheilung von dreißig Mann königlicher Soldaten beauftragt bin dem Befehlshaber des Schlosses zu überliefern. Ich komme an's Thor. Man öffnet mir. Ich betrete mit Einigen meiner Mannschaft, wo möglich mit allen Dreißigen das Innere und ... du verstehst mich!“ — „Ich verstehe,“ antwortete ich. Nur tragt Sorge, meine Stricke durchzuschneiden, sobald es gilt, die Fäuste spielen zu lassen.

Wie gesagt, so gethan! Nur, um das Mährchen noch wahrscheinlicher zu machen, und auch um mehr Leute in's Schloß zu bringen, wurden mir noch vier oder fünf Gefährten zugesellt. Wir langten an, sie und ich als Camisarden, unsere Begleitung als Soldaten, Cavalier als Officier, denn wir hatten einen Vorrath von Anzügen; die unter unsern Kugeln gefallenen Soldaten lieferten uns deren genug.

Der Commandant empfing uns auf's freundlichste, ich meine unsere Begleitung, denn was uns Gefangene betrifft — wir wurden in ein abscheuliches Loch unter der Erde ohne Licht, ohne Luft gebracht, wo wir keine drei Tage am Leben geblieben wären. Aber wir waren noch nicht drei Minuten da, als wir Lärm, Tritte, Geschrei hören. Man zieht uns aus dem Loche, giebt uns Waffen — und das Schloß ist unser. Eine Stunde später verkündigte dem ganzen Lande eine hohe Flammen- und Rauch-Säule den Sieg der Camisarden.““

„Und hat man euch diesen Sieg nicht theuer bezahlen lassen? ...“ fragte einer der Zuhörer.

„„Man versuchte es. Acht Tage nachher, den Sonntag vor Weihnachten hielten wir unsern Gottesdienst in der Gegend von Mas Cauvi; plötzlich erblicken wir den Ritter von Guines an der Spitze der Besatzung von Alais, dazu 3—400 bewaffnete Bürger und etwa 50 Edelleute zu Pferde. Wir waren unser nur 80, aber 80, die wohl 400 aufwogen, zuerst — ich darf's ohne Eitelkeit sagen — durch unsern Muth, sodann auch vornämlich wegen des Schreckens, der anfing unsern Namen zu umgeben. Die Edelleute wollten die ersten sein. Wir gaben ihnen eine volle Ladung, tödteten 5—6 und verwundeten ein Dutzend. Ohne einen neuen Angriff abzuwarten stürzten wir uns auf sie. Wir warfen sie auf die Soldaten zurück; die Soldaten, über den Haufen gerannt, stürzten auf die Bürger — in einem Augenblicke war Alles, Edelleute, Soldaten, Bürger, in wilder Flucht. Wir verfolgten sie, so weit wir konnten, fast bis an die Thore von Alais; dann kehrten wir zurück und vollendeten ruhig unsern Gottesdienst. Wir hatten nicht einen Mann verloren, nicht einmal eine Schramme davongetragen. Merkt's euch, Kinder, das vermag man, wenn man Gott und das gute Recht auf seiner Seite hat.““

Reboul wurde immer lebhafter. Seine Augen leuchteten; es war als ob er den Pulverdampf der Schlacht röche.

Der Kreis um ihn war dichter geworden; aber man fragte ihn nicht mehr. Wozu noch fragen? Man brauchte nur den blutigen Strom seiner Erinnerungen sich ergießen zu lassen.

„„Ja, begann er wieder, merkt's euch, meine Freunde! ... Aber auch ihr, ihr unsere Peiniger, merkt es euch! Wenn die Tapferkeit nichts mehr hilft, greift man zur

List! Wenn der zu heftig verfolgte Löwe sich verbergen muß, wird er zur Schlange.""

Vierzehn Tage waren noch nicht seit der Einnahme des Schlosses verflossen, als wir auf dieselbe Weise in Sauve, einem großen Marktflecken, fast eine Stadt, mit Mauern, Thoren und einer vollständigen Besatzung eindrangen. Es ist wahr, wir zählten an dem Tage fast 300 Mann, Cavalier und Roland hatten ihre Streitkräfte vereinigt. Unser Fünfzig hatten sich in Soldaten verkleidet. Unter Trommelschlag, die Officiere an der Spitze, rücken wir vor das Thor des Fleckens und geben uns für eine auf der Verfolgung der Rebellen begriffene Truppenabtheilung aus. Man öffnet und empfängt uns wie Befreier. Die Soldaten, in Schlachtreihe aufgestellt, werden mit Erfrischungen erquickt; die Officiere sind zur Tafel beim Herrn von Vibrac, dem Befehlshaber des Ortes, geladen. Aber kaum haben sie sich zu Tische gesetzt, als man mit lautem Ruf die Annährung der Camisarden meldet. Wir eilen zum Thor, um es zu vertheidigen, wie wir sagen; und wir öffnen es. Unsere Freunde dringen ein; die Bürger und die Besatzung machten nicht einmal den Versuch zum Widerstande. Die armen Schelme dachten nicht anders als daß wir sie über die Klinge würden springen lassen; aber wir hatten es nur auf Munition und Waffen abgesehen. Wir beluden uns damit und zogen ab ... Doch ich vergaß! Ja wir steckten die Kirche in Brand und erschossen den Priester ...

Reboul hielt einen Augenblick inne, wie um den Eindruck zu beobachten, den diese letzten Worte hervorriefen.

Man blickte ihn bestürzt an. „Den Priester!" murmelte man, den Priester! ..."

„„Ja,““ sagte er, „„den Priester. Das überrascht euch? . . . Um so besser; ihr werdet nicht so schlimm verfahren. Ja wir sind grausam gewesen . . . wir haben nur zu oft den Räubern geglichen, welche man gegen unsere Dörfer losließ . . . Beklagt uns, Kinder, beklagt uns! Und Gott der Herr wolle unserer Verbrechen nicht mehr gedenken! . . . Aber bevor ihr uns verdammt — bedenkt, was wir, was unsere Feinde waren, wie viel Schmach und Schmerzen wir erduldet, ehe wir so weit gekommen! Ihr schmachtet unter eisernen Gesetzen, es ist wahr; aber es sind doch wenigstens Gesetze. Wir, wir hatten eben so viel Herren, oder vielmehr eben so viel Henker, als es Soldaten und Priester im Lande gab. Die Erlasse gegen uns sind nicht gemildert, aber sie sind doch endlich zu einer vollständigen Gesetzgebung geworden. Indem sie euch unterdrücken, schützen sie euch zugleich. Alles ist geordnet; ihr wißt, was ihr zu suchen oder zu vermeiden, zu hoffen oder zu fürchten habt. Damals jedoch gab es nur ein Gesetz, nur einen Befehl: uns so rasch als möglich und um welchen Preis es auch sei zu vernichten. Sodann: ihr seid unter dem Joch geboren; wir, wir hatten so eben alle Errungenschaften unserer Vorfahren, alle die Rechte uns rauben sehen, welche wir durch einen feierlichen Königlichen Erlaß *) und durch einen fast jahrhundertlangen Besitz gesichert glaubten. Ihr wollt keine Kirchen verbrennen? . . . Um so besser; aber ihr habt nicht wie wir fünfhundert evangelische Gotteshäuser unter den Händen der Zerstörer in Trümmer sinken sehen. Ihr wollt keine

*) Eben das Edikt von Nantes.

Priester erschießen? ... Um so besser; aber ihr wißt nicht, was diese Priester von damals waren. Was ist dieser Fuchs, der Pater Charnay,*) im Vergleich mit jenem Tiger, dem Pater Chayla! Sein Name allein machte uns zittern. Fünfzehn Jahre lang war er der Henker der Gegend; fünfzehn Jahre lang brachte er Tag und Nacht damit zu, neue Arten der Verfolgung, der Martern zu ersinnen. Er war im Jahr 1687 unter dem Titel eines Inspektors der Missionare in den Cevennen zu uns gesendet. „Eines Inspektors“ — in der That! ... denn es gab kein Haus, das er nicht durchsucht, keine Uebertretung, die er nicht gewußt und mit Blut abgewaschen hätte. Foltern war seine Lust, sein Leben. Dieses Haus, das er zur Festung umgewandelt und das vor ihm einem unserer Brüder, André, den der Ritter von Genne ermordet, gehört hatte; — wir wußten es beständig vom Keller bis zum obersten Boden angefüllt mit Protestanten, die unter seinen Händen langsam hingemartert wurden. Er ließ sie ganze Monate hindurch mit zähen Weinreben an Füßen und Armen fest zusammengeschnürt liegen, dergestalt daß sie weder aufstehen noch sich setzen konnten. Er riß ihnen mit kleinen Zangen die Haare aus Bart und Augenbraunen vom Kopfe. Er legte ihnen glühende Kohlen in die zusammengebundenen Hände, bis die Kohlen erloschen waren. Dann wieder umhüllte er die Finger mit in Oel getränkter Baumwolle, zündete diese an, daß die Finger bis auf den Knochen verbrannten. **)

*) Der Jesuit Charnay stand damals, um's Jahr 1760, an der Spitze der gewaltsamen Bekehrungsversuche und Verfolgungen gegen die Protestanten.

**) Alle diese grauenhaften Thatsachen sind geschichtlich erwiesen!

Alles das diente ihm jedoch nur zum Zeitvertreib mit denen, welche nicht schuldig genug waren, um förmlich gerichtet zu werden. Ueberall wo er nur irgend welche ausreichende Beweise zu haben glaubte, berief er die Richter d. h. den Henker; denn es gab kein Beispiel, daß einer nicht verurtheilt worden wäre, dessen Tod er forderte. Die Edikte bestraften nur die Handlungen, aber er hatte sich das Verfahren der Inquisition angeeignet. Worte, Blicke, Gefühle — Alles wurde vor Gericht gezogen. Ein armes Mädchen von hier, Franziska Brez, wurde gehangen, weil sie gesagt hatte, man dürfe die Hostie nicht anbeten. Aus diesem Fenster hier sah ich sie zum Galgen führen.

Trotz all' dieses unsäglichen Drucks dachte doch noch Niemand von uns daran, Widerstand zu leisten und sich zu bewaffnen. Wir duldeten, wir starben. Wir wollten bis ans Ende den Lämmern gleichen, die man zur Schlachtbank führt. — Gott ließ es nicht zu. Der Pater Chayla sollte umkommen, sein Tod das Zeichen zum Aufstande sein. Und dennoch, Gott weiß es! An dem Tage selbst, wo wir uns auf dieses fluchwürdige Haus stürzten, dachte noch keiner von uns daran, seine Hände in das Blut des Pater Chayla zu tauchen. Wir wollten nur seine Schlachtopfer befreien, eins vornehmlich, Massip, den mehrere von euch gekannt haben und der am andern Morgen sterben sollte. Was hatte er gethan? Er hatte den Protestanten von Moissac, die nach Genf*) entfliehen wollten, als Führer gedient. Seine Eltern, seine Freunde hatten sich dem Priester zu

*) Eine Stadt in der südlichen Schweiz.

Füßen geworfen; aber er hatte über ihre Bitten gelacht, ihrer Thränen gespottet. Eines Tages, als wir uns am Berge Rougés versammelt hatten, sahen wir die Frau, den Bruder und die Kinder des Massip auf uns zu eilen; ihre Klagen, ihr Geschrei unterbrachen den Gottesdienst."" „Morgen, riefen sie, morgen stirbt er! ... Und ihr wolltet ihn sterben lassen? ..." Wir sahen uns schweigend an. Wir hatten so eben für ihn gebetet; ihn zu befreien, war Niemandem in den Sinn gekommen. Die Kühnsten wichen davor zurück, nicht aus Furcht — das haben wir nachher nur zu sehr bewiesen — sondern weil jeder Gedanke an Aufruhr uns völlig fremd war. „So soll er also sterben?" ... schrie die arme Frau; „der Vater soll sterben?" ... wiederholten die armen Kinder. „„Er soll nicht sterben! ..."" rief ich aus, und der Entschluß war gefaßt.

Augenblicklich wurde der Plan entworfen. Es waren unserer etwa 50 Männer bei der Versammlung; diese sollten noch einmal, am Abend, an denselben Ort zusammen kommen. Alle fanden sich ein. Einige Degen, einige alte Hellebarden, 10—12 Flinten — darin bestanden unsere Waffen. Viele hatten nur Stöcke. Das war der Anfang der Armee, deren Anführer *) einst mit einem der berühmtesten Marschälle Ludwig des XIV. wie mit seines Gleichen unterhandeln sollte.

Ich bin 83 Jahre alt, Kinder; aber wenn ich noch einmal so lange lebte, ich würde diesen Abend nie vergessen! Es war im Monat Juli. Die Nacht kam spät aber schwarz, feucht, erstickend. Eines jener Gewitter,

*) Eben jener oben schon genannte berühmte Cavalier.

die Leib und Seele entnerven, schwebte seit lange in der Luft; es schien mit dem Losbrechen zu warten, bis wir bereit wären zur That. Die Nacht, die bevorstehenden Gefahren, vor allem die Neuheit des Unternehmens — Alles steigerte unsere Aufregung. Wir beteten und brachen auf. Es war Mitternacht. Das Gewitter zog herauf. Die Blitze zeigten uns den Weg. Hundert Schritte vom Flecken hielten wir still, um noch einmal zu beten ... da plötzlich hört unser Feind mit dem ersten Rollen des noch entfernten Donners einen unheilkündenden Gesang sich mischen ... Wir sind's, die wir in den Flecken langsam und in guter Ordnung einziehn, indem wir diesen Psalm anstimmen, der seitdem unser Kriegsgesang geworden ist:

„Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden, und die ihn hassen, vor ihm fliehen ...“

Wir umzingeln das Haus, wir fordern die Herausgabe der Gefangenen. Alles bleibt still, alles dunkel. Wir treten näher. „Feuer!“ ruft drinnen eine Stimme, die des Paters. Mehrere Schüsse fallen aus den Fenstern, tödten einen der Unsrigen und verwunden zwei oder drei Andere. Wir stürzen auf die Thür zu, schlagen sie ein, eilen zu den Gefängnissen. Welcher Anblick, großer Gott! Die Einen lagen geknebelt, die Hände zur Erhöhung der Qual hinten auf den Rücken gebunden, an der Erde; neben diesen Unglücklichen, die fortwährend zusammengekrümmt liegen bleiben mußten, waren andere, die fortwährend stehen bleiben mußten, indem ihre Arme mit Stricken an das Gewölbe empor gezogen waren, alle halb ohnmächtig und bis zum Tode erschöpft. Wir lösten ihre Bande — sie sanken zu Boden. Wir weinten,

wir schnaubten vor Zorn. Plötzlich schrieen alle wie aus einem Munde — und es war, als ob ein böser Geist in uns gefahren wäre —: „der Pater! wo ist der Pater!“ Er will fliehen, man ergreift ihn; er wird vor seine Schlachtopfer geschleppt. Wir stürzen uns auf ihn ... Habe ich ihn geschlagen? ... ich weiß es nicht. Man sagte mir später, er habe um sein Leben gefleht.“ Wenn ich verdammt bin, weil ich euch verfolgte, soll er gesagt haben, wollt ihr euch auch in die Verdammniß stürzen, indem ihr mich tödtet?“ Aber ich hörte, vernahm, sah nichts mehr. Alle diese Brüder, die wir so eben von ihren Qualen erlöst, alle jene, die ihnen erlegen waren, alle die, welche auf den Galeeren schmachteten oder am Galgen unter dem Rade ihr Leben ausgehaucht hatten — sie alle, alle, Todte und Lebendige, ich glaubte sie zu sehen, wie sie sich um diesen Menschen herum drängten, mit dem Finger auf ihn wiesen, seine Stirne mit Blut zeichneten; sie alle, ich glaubte sie rufen zu hören: „kein Mitleid mit ihm, der nie Mitleid gehabt hat!“

Und dennoch, mitten in den Unruhen des Krieges, wie oft ist uns dieser Mord schwer auf's Gewissen gefallen! In unsern Unglücksfällen sagten wir uns traurig: „Warum haben wir den Pater Chayla getödtet? Das war ein böser Anfang. Gott straft uns dafür.“ Selbst bei unsern Siegen, wenn wir mit ruhigerem Auge diese lange Reihe von Verwüstungen, deren Werkzeuge wir gewesen, überschauten, hieß es immer wieder in uns: „Warum haben wir den Pater Chayla getödtet! Es ist eine Strafe für seinen Tod, daß Gott uns so viele andere hat tödten lassen. Weil unsere Füße eilend waren, Blut zu vergießen, müssen wir nun darin waten, sind

wir verurtheilt, in Blut zu schwimmen!...“ Oh nein, nein, meine Kinder, kein Blut! Kein anderes als das, was, wenn es sein muß, im ehrlichen Kampfe vergossen wird! Fünfzig Jahre ununterbrochenen Duldens haben jetzt unsere Fahne wieder rein gewaschen. Sie ist unbefleckt! Bewahret sie unbefleckt, damit alle Freunde des Evangeliums, zu welchem Volke sie auch gehören mögen, sie mit ihrer innigen Theilnahme, mit ihren heißen Wünschen begleiten können!

Alle waren jetzt versammelt. Man hörte mit andächtigem Schweigen den Erzählungen des alten Reboul zu.

Endlich, ohne den Heerd zu verlassen, kehrte er seinen Lehnstuhl gegen die Versammlung. Man nahm Platz. Man stellte den Tisch, auf welchen wir ihn haben seine Bibel legen sehen, vor ihn. Er sammelte sich, sodann schlug er das Buch auf... Es waren die ersten Seiten des Nehemia. Diese schlichte Erzählung von der traurigen Lage des Volkes Gottes hatte für die unterdrückten Protestanten so viel Anziehendes, so viel Aehnliches! Wie verstanden sie diese Seufzer, diese Wünsche, diese Tröstungen, diese Verheißungen! Mit welcher Theilnahme folgten sie den gefangenen Juden an die ungastlichen Ufer des Euphrat! Wie ersehnten sie mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens die Rückkehr derselben Juden in das Land ihrer Vorfahren! Die Gefangenschaft, die Rückkehr, der Wiederaufbau des Tempels — alles, alles war für sie Sinnbild und Weissagung. — Sie erblickten sich in diesem Gemälde; sie lasen darin die in unauslöschlichen Zügen auch ihnen ertheilte Zusage einer glücklicheren Zukunft. Wann sollten sich diese Verheißungen erfüllen? Wann würde auf ihren Bergen das Morgenroth der Freiheit

und des Friedens emporflammen? Wann ihre Tempel sich wieder erheben? ... Ach! nach so vielen gescheiterten Hoffnungen wagten sie nicht mehr die Zukunft zu befragen. Stimmen, welche sie für von Gott eingegeben halten konnten*), hatten ihnen am Anfange des Jahrhunderts das nahe Ende ihrer Leiden geweissagt. Das Jahrhundert verstrich und ihre Leiden dauerten fort. Ihre Propheten hatten sich als Lügner oder Thoren erwiesen. Sie hielten sich jetzt an Gott, an Gott allein. „Er, der die Verheißungen gegeben, dachten sie, wird auch einmal die Mittel zu finden wissen, sie zu erfüllen.“ Und sie trösteten sich, indem sie sie lasen, und fanden sie immer herrlicher, trostreicher, göttlicher.

„**Und es geschahe,**“ las Reboul, (Nehem. 1, 1 ꝛc.) „**daß ich war zu Susan auf dem Schloß; — Kam Hanani, einer meiner Brüder, mit etlichen Männern aus Juda. Und ich fragte sie, wie es den Juden ginge, die errettet und übrig waren von dem Gefängniß, und wie es zu Jerusalem ginge. — Und sie sprachen zu mir: Die Uebrigen von dem Gefängniß sind daselbst im Lande in großem Unglück und Schmach; die Mauern Jerusalems sind zerbrochen, und ihre Thore mit Feuer verbrannt. — Da ich aber solche Worte hörete, saß ich und weinete, und trug Leide zween**

*) Eine wunderbare, von außerordentlichen Erscheinungen, Eingebungen, übernatürlichen Wahrnehmungen u. s. w. begleitete Begeisterung hatte sich während jenes Camisardenkrieges von 1702—1709 der Cevennenbewohner bemächtigt, wie solches in tief, namentlich religiös aufgeregten Zeiten wiederholt vorgekommen ist. Man hat aber dann doppelte Ursache, das Wort zu beherzigen: seid nüchtern und wachet! und solche Dinge, die eben so gut von unten wie von oben stammen können, um so strenger und sorgfältiger an der heiligen Schrift zu prüfen! Sonst können schwere Verirrungen nicht ausbleiben.

Tage, und fastete und betete vor dem Gott vom Himmel, — Und sprach: Ach Herr, Gott vom Himmel, großer und schrecklicher Gott, der da hält den Bund und Barmherzigkeit denen, die ihn lieben und seine Gebote halten; — Laß doch deine Ohren aufmerken und deine Augen offen sein, daß du hörest das Gebet deines Knechts, das ich nun vor dir bete Tag und Nacht, für die Kinder Israel, deine Knechte, und bekenne die Sünde der Kinder Israel, die wir an dir gethan haben; und ich und meines Vaters Haus haben auch gesündiget. — Wir sind verrückt worden, daß wir nicht gehalten haben die Gebote, Befehle und Rechte, die du geboten hast deinem Knecht Mose. — Gedenke aber doch des Worts, das du deinem Knecht Mose gebotest, und sprachest: Wenn ihr euch vergreifet, so will ich euch unter die Völker streuen. — Wo ihr euch aber bekehret zu mir, und haltet meine Gebote, und thut sie; und ob ihr verstoßen wäret bis an der Himmel Ende, so will ich euch doch von dannen versammeln, und will euch bringen an den Ort, den ich erwählet ahbe, daß mein Name daselbst wohne."

Die Rückkehr und immer wieder die Rückkehr war der beständige Lieblingsgedanke dieser inmitten ihres Vaterlandes als Verbannte lebenden, in den Staub getretenen Protestanten. Aber was ihre Wünsche noch ergreifender machte, war die tiefe Demuth, mit der sie die von Seiten der Menschen ihnen zugefügten Grausamkeiten als Züchtigungen Gottes annahmen. Ihre Gebete, ihre Liturgieen, ihre Gesänge, die Ermahnungen ihrer Prediger — alles ist auf's tiefste erfüllt und durchdrungen von diesem Gedanken. Nirgends findet sich da eine hochmüthige Vergleichung zwischen ihren so strengen Sitten und

dem Verderben des Jahrhunderts; nirgends eine Andeutung, daß sie vor Gott, dem dreimal Heiligen, besser wären als Andere, daß ihre Sünden nicht gleicherweise müßten abgewaschen werden durch das Blut des Gekreuzigten. Aus dem Grunde ihres Herzens sprachen sie mit Nehemia: „wir haben gesündigt vor Dir und nicht gehalten die Gebote, die Du uns gegeben hast!"

Auf dieses Flehen eines Mannes Gottes sollte ein anderer Gottesmann antworten.

Wir haben gesehen, wie Reboul sich zwei Stellen der Bibel gezeichnet hatte. Er schlug die zweite auf und las:

„Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; — Redet mit Jerusalem freundlich, und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben; denn sie hat Zweifältiges empfangen von der Hand des Herrn, um alle ihre Sünde. — Warum sprichst du denn, Jacob, und du, Israel, sagest: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht gehet vor meinem Gott über? — Weißest du nicht? Hast du nicht gehöret? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. — Er giebt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden. — Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. — Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen, und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. — Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg. Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf, und fürchte dich nicht; sage

den Städten Juda: Siehe, da ist euer Gott! — Denn siehe, der Herr Herr kommt gewaltiglich; und sein Arm wird herrschen. Siehe, sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm. — Er wird seine Heerde weiden, wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen, und die Schafmütter führen. — Alle Thale sollen erhöhet werden, und alle Berge und Hügel sollen geniedriget werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlecht (gerade) werden: — Denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbaret werden; und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet. — Der die Fürsten zu nichte machet, und die Richter auf Erden eitel machet, — Als hätte ihr Stamm weder Pflanzen, noch Samen, noch Wurzel in der Erde, daß sie, wo ein Wind unter sie wehet, verdorren, und sie ein Windwirbel wie Stoppeln wegführet."

Man hätte meinen sollen, bei diesen Worten ginge schon jener Hauch, der die Könige und Völker wegfegt, durch die Versammlung. Die Augen blitzten, die Hände schlossen sich krampfhaft. Eine dumpfe Begeisterung schwellte die Herzen. Aber das Feuer war genug, vielleicht schon zu stark, geschürt. R e b o u l hielt inne.

„Meine Brüder," sprach er nach einem Augenblick des Stillschweigens, „dieser Windwirbel sind nicht wir! Maßen wir uns keinen Auftrag an, den Gott uns nicht gegeben. Bewaffnen wir uns für das Recht, leben zu dürfen! Begehren wir, daß man uns gestatte, uns in Frieden erbauen zu können; begehren wir nicht, niederzureißen! Sobald wir Gerechtigkeit erlangt haben, wollen wir als geringe Unterthanen unter das Scepter zurück-

kehren, dem Gott uns unterworfen hat. Aber bis dahin, vorwärts meine Brüder! Die Zeit der Geduld ist zu Ende. Nein! Gott kann nicht wollen, daß wir noch länger ohne Widerstand der Vernichtung unserer Gemeinden zuschauen. Diese Führer, diese Väter im Glauben, welche er uns selbst gegeben hat, er will es gewiß nicht, daß wir sie noch immer und fortwährend hinopfern lassen. Retten wir sie oder gehen wir mit ihnen zu Grunde!...

„Brüder, es ist eine furchtbare Sache, Blut zu vergießen! Ich weiß es, ich, der ich so viel einst vergossen habe... dennoch bin ich's, ich, der letzte der Camisarden, der nach fünfzig Jahren der Geduld euch zuruft: „vorwärts!“... Wie aber sollen wir's anfangen?... Wir wissen es noch nicht. Wir werden sogleich unter Gottes Beistand versuchen, uns einen Weg zu zeichnen, unsere Hülfsmittel zu berechnen und aufzubieten. Aber was ein Jeder von uns schon im Innersten seines Gewissens hat thun können, thun sollen, das ist: sich fragen, weshalb er hieher gekommen und wozu er die Waffen ergreifen will. Diejenigen, welche sich von Rachegedanken getrieben fühlen, fort mit ihnen!... Diejenigen, welche nach eitlem Ruhme trachten, fort mit ihnen!... Diejenigen, welche nicht allein ihr Heil und Gott vor Augen haben... fort mit ihnen! Sie sollen nimmer mit uns ausziehen zum Kampf, sie sind's nicht werth! Sie würden nur auf unsere gerechte Sache die Verachtung der Menschen und den Zorn Gottes herabrufen.

„Darum, Brüder, auf die Kniee!... auf die Kniee alle mit einander! Jeder richte vor Gott dem Herrn mit dem Gebet, daß Er sein Gewissen erleuchte, noch einmal diese Fragen an sich!“...

Ein tiefes Stillschweigen folgte. Alle Cevenoten waren niedergekniet und prüften sich, die Hände gefaltet, die Blicke zur Erde gekehrt, im Innersten ihres Herzens.

Diese feierlichen Formen waren übrigens in ihrem Gottesdienst gebräuchlich. Oft, vornämlich an den Bußtagen, unterbrach sich der Geistliche selbst, um zu einer solchen Prüfung des Gewissens aufzufordern, eine ernste Mahnung, die in diesen von Gefahren umdrohten Versammlungen der Gefahr nicht ausgesetzt war, in leeren Schein auszuarten.

Reboul hatte sich gleichfalls auf die Kniee geworfen. Seine Stirn ruhte auf der Bibel. Man sah nur seine weißen Haare und seine gefalteten Hände.

Endlich erhob er sich; und nachdem es alle gethan, sprach er:

„Meine Brüder, hört und antwortet jetzt nicht mir sondern dem Herrn: Seid ihr noch entschlossen?“

„„Ja,““ antworteten sie.

„Bereit, alles zu dulden?“

„„Ja.““

„Um euch zu rächen?“

„„Nein.““

„Hasset ihr die nicht, gegen welche ihr kämpfen wollt?“

„„Nein.““

„Ihr bleibet des Königs Unterthanen?“

„„Es lebe der König!““

„Ihr wollet nichts anderes als in Frieden leben, eure Kinder erziehen und Gott dienen?“

„„Das allein!““

„Ihr schwört es?“

„„Wir schwören es!““

„Nun denn noch einmal: vorwärts! vorwärts! ihr aufrichtigen Herzen und reinen Hände! Jetzt darf das Schwerdt aus der Scheide fahren“ ...

Reboul hatte das seinige ergriffen. Er zog es halb heraus; plötzlich ließ er die Hand sinken.

„Mein Gott,“ rief er, „erlaubst Du es wirklich? ... Wenn wir uns dennoch, dennoch täuschten? Wenn wir in voller Meinung Dir zu dienen, Dir Mißfälliges thäten? ... Aber nein, nein, Du würdest uns hindern, Du würdest es nicht zulassen, daß wir uns so für diese wie für jene Welt in's Verderben stürzten! ... — Und mit vor innerer Bewegung zitternder Hand stieß er bald das Schwerdt in die Scheide zurück, bald zog er es langsam, wie wenn er den verhängnißvollen Augenblick hinausschieben wollte, wo man die Spitze desselben sehen würde. Einmal völlig gezogen würde es, das fühlte er, unwiderruflich den Krieg entscheiden und er bebte, diese Entscheidung zu geben. Endlich — diesmal war es die Spitze, die man sah.“

„Da ist sie! ...“ sprach er feierlich.

Und dann leiser:

„Herr mein Gott, wann wird sie wieder in die Scheide zurückkehren! ...

Aber ein unaussprechliches Erstaunen malte sich plötzlich in den Augen seiner Zuhörer. Er selbst hatte eine Bewegung hinter sich vernommen nahe bei der Thür, die zur Seite des Kamins war. In demselben Augenblick legte sich eine Hand auf seinen Arm. „Reboul,“ sprach eine wohlbekannte Stimme, „stecke das Schwerdt wieder in die Scheide. Es steht geschrieben: wer das Schwerdt nimmt, der soll durch's Schwerdt umkommen!“

Es war Rabaut!

Wie kam er dorthin? Was hatte sich zugetragen, seitdem die Nachricht von seiner Verhaftung die seit fünfzig Jahren erloschenen Flammen der Empörung in den Cevennen wieder anzufachen gedroht? — Es ist Zeit, daß wir's erzählen.

Als man ihn gefangen aus dem Thurm geführt, war er in einem Zimmer der Wohnung des Major's eingeschlossen worden. Zwei Schildwachen standen vor der Thür, zwei andere gingen vor dem Fenster auf und nieder.

Aber hätte er auch nicht ihre dröhnenden Schritte vernommen — nicht einmal der Gedanke zu fliehen wäre ihm gekommen. Er war gebrochen, vernichtet. Eine letzte Anstrengung hatte ihn aufrecht erhalten, aber auf Kosten der letzten Kräfte seiner Seele.

Zwanzig Jahre voll Gefahren, die er mit ebenso viel Glück wie Kühnheit bestanden, hatten ihn, wie schon erwähnt, unwillkührlich zu dem Glauben geführt, als könne er diesen Gefahren nie unterliegen, Niemand besaß eine unbedingtere Ergebung in den göttlichen Willen als er; Niemand war gleichwohl bis dahin mehr berechtigt zu glauben, daß Gott für ihn und mit ihm sei, daß jene göttliche Verheißung des 91. Psalms ihm buchstäblich gelte: „ob Tausend fallen zu deiner Seite, und Zehntausend zu deiner Rechten, so soll es doch dich nicht treffen!" Er hielt sich für unverwundbar; er hatte gesehen, daß er es nicht sei. Der Zauber war gebrochen. Er ergab sich in die göttliche Fügung. Seine einzige Aufgabe war jetzt noch: nicht zu murren und — zu sterben! Und er murrte nicht; aber noch hatte er nicht die ganze Größe seines Unglücks ermessen. Je größer und

plötzlicher ein Sturz ist, um so mehr Zeit braucht man, um sich desselben klar bewußt zu werden. Nur die geringeren Schmerzen nehmen augenblicklich den ganzen Platz im Herzen ein, den sie überhaupt ausfüllen sollen. Es ist mit dem Herzen wie mit einem Gefäß, in welches die einzelnen Tropfen ohne Mühe eindringen, das aber ein Strom, in den man es völlig untertaucht, nur nach und nach anfüllt.

Mit jedem Augenblick fühlte er seine Wunde sich vertiefen. In dem Maaße, als er von seiner ersten Betäubung zurückkam, überschaute er immer vollständiger alles das, was in ihm blutete. Er erschöpfte sich, jede zuckende Faser zu zählen. — Was den Tod selbst betraf — er brauchte ihn nicht erst in's Auge zu fassen. Der war sein alter Bekannter; zu lange hatte er mit ihm gelebt, als daß der Gedanke an ihn in diesem Augenblicke ihm viel schrecklicher gewesen wäre als gewöhnlich.

Sterben also — das fiel ihm nicht schwer; aber sich diesen Gemeinden entrissen zu sehen, deren Hauptstütze er nächst Gott gewesen, diesem apostolischen Amte, das seines Leben Leben geworden, diesen Amtsbrüdern, die er liebte und die seiner so bedurften, dieser Gattin, die alle seine Gefahren mit ihm getheilt, diesem Sohne endlich, den er in dieselbe Laufbahn einzuführen mit hoher Freude gehofft — alle dem für immer Lebewohl sagen zu müssen, das durchbohrte ihm das Herz, das war sein Schmerz! Und dann — inmitten dieses herumschweifenden Lebens war ihm Freiheit der Bewegung unter Gottes freiem Himmel, in Gottes freier Luft zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden. Erst eine Stunde hatte sich diese Thür hinter ihm geschlossen, und schon fühlte er die

ganze Schwere einer langen Gefangenschaft. Er ging mit steigender Unruhe und Beängstigung, wie ein edles Thier des Waldes in seinem Käfig, in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Bei jedem Gange schien ihm sich der Raum noch mehr zu verengen. Endlich setzte er sich. Der starre Schmerz fing an sich in Thränen zu lösen. Ein Vorgefühl des Friedens senkte sich in sein Herz. Er hatte Kraft zu beten; er dankte Gott, sie ihm gegeben zu haben. —

Horch! — war das nicht ein Pistolenschuß?

Herr von Ambly hatte sich das Gehirn zerschmettert!

Der Unglückliche hatte das Gefühl seines Verbrechens und seiner Schande nicht länger ertragen können. Ein Verrath lastete zu schwer auf dem Herzen des alten Soldaten.

Auch war der Gedanke daran nicht aus ihm selbst gekommen. Der welcher sein Gewissen zum Schweigen gebracht — es war der unversöhnliche Feind Rabaut's und der Protestanten, es war der Jesuit Charnay!

Dieser hatte von dem Besuch Rabaut's bei den Gefangenen gehört. Er war zum Major von Ambly geeilt, hatte bald durch Drohungen, daß er diese schwere Pflichtverletzung augenblicklich dem Könige melden werde, bald durch Versprechungen: dem alten, lange zurückgesetzten Officier durch seinen großen Einfluß am Hofe eine höhere, bequemere Stelle zu verschaffen, wenn dieser in die Verhaftung Rabaut's willige, zumal die endliche Ergreifung dieses wichtigsten Hauptes der Protestanten ihm allein schon eine glänzende Belohnung sichern würde — er hatte durch das Alles den alten Herrn betäubt, seine Einwilligung erzwungen. Aber nachdem die That geschehen, wich die Betäubung; das Erwachen war schrecklich und schrecklich waren die Folgen!

Der nächste Vorgesetzte des Majors war jener uns schon bekannte Oberst, der Verführer des Bruyn. Er eilte auf die Nachricht von dem Tode des Major's herbei. Der Anblick des alten in seinem Blute schwimmenden Kriegsgefährten vollendete in ihm die große Veränderung, welche seit einiger Zeit in ihm vorgegangen war. Alles, was er unter den Protestanten, mit deren Unterdrückung er beauftragt war, und vornehmlich an Bruyn erlebt, die Verzweiflung des letzteren über seinen Abfall, über seinen versuchten Verrath gegen Rabaut, die ihn fast zum Wahnsinn getrieben; noch mehr die wunderbare Glaubensfreudigkeit Madeleine's, die sich gleichfalls in seiner, des Obersten Gewalt befand, und allen seinen Drohungen wie Verlockungen einen unerschütterlichen Widerstand verbunden mit der rührendsten Ergebung in Gottes Willen entgegensetzte, — alles das hatte allmählig das verhärtete Gewissen des Sünders erweicht; seine bessere, edlere Natur war erwacht; er fühlte sich unwillkührlich von Bewunderung gegen diese einfachen Leute durchdrungen, die in allem, was den Menschen eigentlich adelt: Gottesfurcht, Sittenreinheit, unwandelbare Treue, Heldenmuth im schwersten Leiden u. s. w. so hoch über ihm, dem altadligen Edelmanne standen. Er war allmählig aus ihrem heftigsten Verfolger fast ihr Freund geworden. Und jetzt, an der Leiche seines auf solche Weise um's Leben gekommenen alten Kameraden gelobte er sich's, so viel er könne, an den Protestanten wieder gut zu machen, was er gegen sie gefrevelt. Er befahl die augenblickliche Loslassung Rabaut's. Der Jesuit wüthete. Er drohte, dem König alles zu melden.

Gut, erwiederte der Oberst, und ich werde ihm mel-

den, daß einer seiner bravsten Officiere sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, weil er einen Augenblick Ihren Rathschlägen gefolgt ist, sich von Ihnen hat zu einer Niederträchtigkeit verleiten lassen. Möchte Ihnen einst die Verantwortung für den Tod meines Kameraden und für die nur durch eine Ehrlosigkeit bewirkte Verhaftung jenes Mannes nicht schwerer werden, als mir die Verantwortung für seine Freilassung, welche die Gesetze der Ehre gebieten, die der König besser zu würdigen wissen wird als Sie.

Der Jesuit schwieg und ging; aber sein Herz kochte.

So war Rabaut befreit worden. Sein Herz schwoll über von Lob und Dank. Er reiste nach Toulon *), um dort auch die männlichen protestantischen Gefangenen auf den Galeeren zu besuchen. Wie die weiblichen zu Aigues-Mortes hatten auch diese sich durch ihr musterhaftes Betragen das Wohlwollen ihrer Vorgesetzten erworben. Vornämlich war der oberste derselben, ein Herr von Origny, ihr warmer Freund und Beschützer, der ihr hartes, mit so bewunderungswürdiger Geduld und Standhaftigkeit getragenes Loos ihnen, so viel in seinen Kräften stand, erleichterte. Er wollte Rabaut den Zutritt zu seinen Glaubensgenossen gestatten. Bald nach Rabaut war Pater Charnay, der ihm nachgeeilt, angekommen. Aber seine Bemühungen, Herrn von Origny zu demselben Schritt wie den unglücklichen Major von Ambly zu bewegen, waren vergeblich. Herr von Origny, ein ächter Edelmann von altem Schrot und Korn, hätte den Versucher, als er ihn endlich be-

*) Hafenstadt im südlichen Frankreich.

griff, fast zum Fenster hinauswerfen lassen. In Toulon hörte Rabaut von den drohenden Bewegungen in den Cevennen. Unverzüglich eilte er dorthin. Seine Ankunft an dem entscheidenden Abend haben wir bereits erzählt. Wir nehmen den Faden wieder auf. — Sollen wir den Jubel seiner Freunde schildern? Ihre Pläne, ihn zu befreien, haben sattsam gezeigt, wie theuer er ihnen war.

Dieser Jubel war jedoch bei Manchen nicht ohne Beimischung. Die Heißblütigsten, die, welche den Augenblick herbeigesehnt hatten, wo man endlich das Joch abschütteln würde, sahen nicht ohne Grund voraus, daß seine Freilassung die Stimmung der Meisten verändern würde. Für ihn wollte man sich erheben; da er frei war, so konnten die Bedenklichen und Lauen wieder anfangen, Unterwerfung zu predigen. Ueberdies verkündigte seine Miene, seine ersten Worte an Reboul, seine wohlbekannten Ansichten, daß er der erste sein würde, der sie predigte.

Reboul war der Aufforderung Rabaut's gefolgt, aber nur halb. Er hatte das Schwerdt nicht in die Scheide gesteckt; er hatte es nur auf den Tisch gelegt.

„Meine Freunde,“ begann der Pastor wieder, was habe ich gehört! Ihr wollt euch empören, den Krieg in's Land schleudern?“ ...

„„Für Sie!““ sprach Reboul.

„Für mich, ja, ich weiß es. Ich bin darauf stolz gewesen, zu stolz vielleicht ... Was Jahre voll Leiden nicht vermochten, das hat die Nachricht meines Unglücks in wenig Tagen bewirkt ... Welch' ein Lohn, Geliebte, für das Wenige, was ich habe für euch und eure Sache thun können. Wie müßte ich, denkt ihr — denn ich habe es schon in euren Augen gelesen — wie müßte ich

mich beeilen, diese Pläne zu theilen, die um meinetwillen gefaßt wurden! ... Aber ihr seht, nicht ich allein will es nicht, Gott will es auch nicht! Er hat zugelassen, daß ihr euch für mich bewaffnen wolltet ... und in dem Augenblick, wo ihr im Begriff steht, Hand an's Werk zu legen, seht ihr mich frei. Zweifelt ihr noch, daß Er es sei, welcher mich hieher gesandt hat? Und wenn Er es ist, der meinen Kerker geöffnet, wie ihr alle mit mir überzeugt seid, wer wollte dann noch zu zweifeln wagen, daß Er es deshalb gethan hat, um euch aufzuhalten? Doch ... Reboul ... was habt Ihr?"

Reboul hatte sich traurig niedergesetzt.

„„Es ist zu Ende,"" murmelte er, „„es ist zu Ende ... Als Sclave hat man gelebt, als Sclave wird man sterben"" ...

„Und frei wird man auferstehen, Reboul! ... Habt Ihr das vergessen?"

Aber Andere hatten es auch vergessen. Wenn man einmal die Freiheit, sei es auch durch Ströme Bluts, von ferne hat leuchten sehen, dann ist der erste Schritt rückwärts zur christlichen Ergebung so schwer!

„„Reboul hat Recht,"" sagte eine Stimme.

„„Er hat Recht,"" wiederholten fünf bis sechs andere. „„Immer dulden ... immer warten ... Wir wollen es nicht mehr!""

„„Nein, wir wollen es nicht mehr!"" ... riefen fast Alle.

Aber Rabaut, der sich über den Greis hingebeugt hatte, erhob sich bei diesen letzten Worten. Er trat einen Schritt zurück und schlug die Arme übereinander. Man murrte noch, als man auch schon bereute, was man gesagt.

„Ihr wollt nicht? Gut, so geht! ... Aber erinnert euch einer Sache: ihr geht ohne meinen Segen!

Sie schlugen die Augen nieder; und schon riefen Einige: „„O verzeihen Sie uns!““

„Euch verzeihen?“ antwortete er sanfter. „Nicht mich habt ihr beleidigt. Möge Gott euch verzeihen; ihm wolltet ihr widerstehen! Und wenn ihr Ihn um Vergebung anflehen wollt, ich will's mit euch thun ... Wir wollen nicht! Wie! Wer sind wir, wir Würmer und Staub der Erde, daß wir sagen sollten: wir wollen nicht! Seit wann ist es denn nicht mehr Gottes heiliger Wille allein, den wir zu fragen, dem wir zu folgen haben? ... Und dann, wenn ihr wirklich das Recht hättet, euren eigenen Willen durchzusetzen, habt ihr auch die Macht dazu? Ich habe bisher mit Absicht von den Hindernissen geschwiegen, die eurem Unternehmen entgegenstehen; ein edlerer, vor allem ein christlicherer Grund sollte euch davon zurückbringen. Aber diese Hindernisse sind, wenn ihr nicht auf Wunder rechnet, geradezu unübersteiglich. Ihr hofftet, die ganze Provinz mit euch zum Aufstande fortzureißen? Ihr täuscht euch. Niemand würde sich für euch erheben, mit euch verbinden. Außerhalb eurer Berge zittern auch die Eifrigsten. Solltet ihr siegen, wie wolltet ihr den Sieg verfolgen? Würdet ihr besiegt, so wäre völlige Vernichtung euer Loos. Nein meine Freunde, keine Täuschungen! Der Augenblick unserer Erlösung ist noch nicht gekommen. Wird er überhaupt kommen? Gott weiß es! Aber uns ziemt es nicht, ihn anders als durch unsere Gebete zu beschleunigen.“

Zorn und Unwille waren aus den Herzen gewichen, aber Entmuthigung konnte an ihre Stelle treten. Nicht

eher hörte Rabaut auf zu sprechen als bis er durch seine begeisterten Worte jene Glaubensfreudigkeit, welche allein der rechte Muth und die rechte Ergebung ist, allen seinen Zuhörern mitgetheilt hatte. Diese Glaubensfreudigkeit erhob sie über das Elend wie über die Lust dieser Welt. Die Vergangenheit war schwarz, die Zukunft vielleicht noch schwärzer; aber man vertraute auf den Herrn, den großen Tröster aller Leidtragenden.

Hierauf erzählte er seinen Besuch in Aigues-Mortes, seine Gefangennehmung, seine Befreiung. Man betete; man trennte sich. Es war beschlossen worden, daß man Boten durch das ganze Gebirge senden wollte, um die Rückkehr Rabaut's und das Aufgeben aller gewaltsamen Pläne zu verkünden.

Eine Stunde später war auf demselben Tisch, auf dem wir die Bibel und das Schwerdt gesehen haben, ein einfaches Abendessen angerichtet. Rabaut, sein Wirth und zwei Freunde setzten sich herum. Während des Essens erzählte ihnen Rabaut von der kürzlich auf Grund der unsinnigsten Beschuldigungen erfolgten Verhaftung eines der angesehensten und von aller Welt geachtetsten Protestanten in Toulouse, des alten, ihnen wohlbekannten Kaufmanns Jan Calas und dreier ihm befreundeten protestantischen Edelleute der Umgegend. Wir werden weiter unten darauf ausführlicher zurückkommen.

Nach Tische berieth man über verschiedene Angelegenheiten der Gemeinden, deren innere Verwaltung trotz aller Gefahren und Verfolgungen bewunderungswürdig geordnet war. Jede Gemeinde hatte ihren Kirchenvorstand (Presbyterium), den unbeugsamen Wächter der Kirchenzucht und Sitten, der zugleich für alle äußern und

innern Bedürfnisse der Gemeinde, für Armenpflege, für die Vorbereitung und Beaufsichtigung der gottesdienstlichen Versammlungen u. s. w. Sorge zu tragen hatte. Ohne Kirchenvorstand würde eine Gemeinde von den andern gar nicht als Gemeinde anerkannt worden sein. Denn so lautete ein Beschluß von 1723: „In Erwägung, daß in den Städten und Dörfern, wo keine Aeltesten sind, Unordnungen und Aergernisse Statt gefunden, beschließt die Synode, daß solche unverzüglich eingesetzt werden sollen; wofern dies nicht geschieht, werden solche Gemeinden weder von den Geistlichen besucht noch zu den gottesdienstlichen Versammlungen eingeladen werden.“ Sollen wir das hart nennen? Nennen wir es vielmehr erhaben, und wir werden wahrer gesprochen haben! Setzet Aelteste ein, oder ihr werdet nicht mehr zu den Versammlungen eingeladen werden, zu diesen Versammlungen — die geradeswegs auf die Galeeren und zum Schaffot führen. Niemals hat die Sprache der Ehre Größeres, Schöneres gesagt, als in diesen so schlichten wenigen Worten!

Es war fast Mitternacht und Rabaut wollte vor Tagesanbruch weiter. Die zwei Freunde gingen. Der Pastor stieg die Treppe zu seinem Schlafgemach hinauf. Dasselbe hatte nur ein Fenster, welches auf den Garten ging. Es war übrigens mit allen ersinnlichen Mitteln zur Flucht versehen. Am Fenster hing am innern Laden eine zusammengerollte Strickleiter. In einem Wandschrank befand sich eine geheime Treppenthür, die in den Keller oder auf den Boden führte, je nachdem man hinab- oder hinaufsteigen wollte. Endlich war hinter dem Bett für den Fall, daß das Haus plötzlich umzingelt wurde, ein

letzter Zufluchtsort angebracht. Er bestand in einem niedrigen und langen Versteck, dessen Fallthür in gleicher Höhe mit dem Fußboden der Kammer so geschickt in der unteren Vertäfelung der Wand angebracht war, daß auch das schärfste Auge keine Spur davon entdecken konnte. Dort konnte man in einer Höhlung der Mauer, die durch eine Spalte frische Luft einließ, liegend ein oder zwei Tage lang den Nachsuchungen der Feinde sich entziehen.

Rabaut war, ehe er sich zu Bett legte, noch mit der Aufzeichnung seines Reiseplans für den folgenden Tag beschäftigt. Er hatte eine Menge von Leuten zu besuchen, viele Geschäfte abzumachen; und da er wegen Jan Calas eilte, möglichst schnell nach Toulouse zurückzukehren, so wollte er alles so einrichten, daß er weder einen Schritt noch einen Augenblick verlöre.

Es war kalt. Dieses einsame Haus, dieses unbewohnte Gemach, dieses dumpfe Schweigen der Nacht — alles vereinte sich, um zu der Kälte, welche die Glieder ergreift, jene andere zu fügen, welche in's Herz dringt.

Rabaut war fertig und doch blieb er sitzen. Er empfand jenes unbestimmte Bangen, welches uns zuweilen beschleicht und uns auf unsern Platz festbannt, gleichsam als fürchteten wir das Geräusch unserer eigenen Füße. Er horchte bewegungslos auf das Aechzen des Windes, auf das Rauschen der dürren im Garten herumgewirbelten Blätter, auf den Pendelschlag der alten Uhr unter ihm in der Küche, deren gleichmäßige Bewegungen eigenthümlich gegen die wirren Töne von draußen abstachen.

Seit einigen Augenblicken glaubte er etwas gehört zu haben, was weder von dem Geräusch des Windes

noch dem der Blätter herzurühren schien. Es kam vom Garten und hatte einmal in der Stille zwischen zwei Windstößen fortgedauert; aber dann hatte es plötzlich aufgehört, wie wenn man fürchtete, sich zu verrathen, und deshalb einen neuen Ausbruch des Sturmes abwartete.

Mitternacht schlug und damit schien das Zeichen gegeben, die dunkle Hülle des schweigenden Geheimnisses abzuwerfen. Es war kein Zweifel mehr: man hörte Schritte, Stimmen. Rabaut eilt an's Fenster. Er drückt sein Auge an eine kleine, im Laden angebrachte Oeffnung, aber er entdeckt nichts. Die Nacht ist pechschwarz. Kaum bemerkt man die Gipfel einiger Bäume, deren blätterlose Zweige sich dunkel gegen den Himmel abzeichnen. Aber die Stimmen, die Schritte kommen näher.

In demselben Augenblick schlägt man von der Straße aus heftig gegen die Thür. Die der Kammer öffnet sich. Es ist Reboul. „Fliehen Sie oder verbergen Sie sich!" ruft er und eilt schnell wieder hinunter. Aber Rabaut hat schon keine Wahl mehr. Der Garten war jetzt erleuchtet; man sah deutlich Soldaten und bewaffnete Bauern. Fliehen ist unmöglich; aber es kann von Nutzen sein, daß man glaubt, er sei geflohen. Er öffnet die geheime Treppenthür, läßt sie offen, und schließt sich in das Versteck hinter dem Bette ein.

Dort vernimmt er nur noch verworrenen Lärmen. Er fühlt an der Erschütterung der Mauer, daß man unten die Thür einschlägt. Dann Tumult im Hause! Die Treppe erbebt unter den Tritten, Flintenkolben rasseln auf den Dielen.

Endlich öffnet sich die Thür der Kammer mit Gewalt, mehrere Personen stürzen zugleich herein.

„Da sind wir! . . . Herauf! . . .“ schreit eine Stimme.

Die Stimme — Rabaut kennt sie, es ist die des Pater Charnay! — Durch seine unermüdlichen Nachforschungen hatte dieser erfahren, daß in den Cevennen Bewegungen auszubrechen drohten und eine Versammlung in dem wohlbekannten Hause des alten Reboul gehalten werden solle. Dort, zweifelte er nicht, würden sich auch protestantische Geistliche einfinden. Auf diese, die wie er wußte bei Reboul zu herbergen pflegten, hatte er es abgesehen. Seine Späher hatten ihn benachrichtigt, man habe noch spät Abends Jemanden, der einem Geistlichen geglichen, in's Haus einkehren sehen. Diesen hoffte er jetzt zu fangen.

„Da sind wir! . . .“ schrie er also, indem er als der erste in die Kammer hineinstürzte, wo eine brennende Lampe, ein aufgeschlagenes Bett, ein Stuhl vor dem Tisch ihm deutlich genug zeigten, daß er das Ziel seiner Nachforschungen erreicht habe.

Aber noch war er mit einem Fuß auf der Schwelle, als er bestürzt, athemlos stehen blieb.

„Niemand da! . . . Niemand!“

Dann sogleich, indem er die verborgene Treppenthür entdeckte:

„Gut! daß wir da sind . . . Er ist sicherlich nicht entwischt! . . . Er ist da hinauf . . . oder da hinunter! . . .“

Einige Soldaten stiegen hinauf, andere, den Pater an der Spitze, hinunter.

Bald darauf kamen sie alle zurück. Sie hatten nichts in den oberen, nichts in den unteren Räumen des Hauses gefunden, außer eine Thüre, die in den Garten führte

und deren Riegel zurückgeschoben war. Aber die Schildwachen draußen hatten diese Thür im Auge gehabt; sie habe sich nicht geöffnet, versicherten sie.

Reboul hatte beim ersten Lärmen Zeit gefunden, diesen Riegel zurückzuschieben, damit man glauben solle, Rabaut habe sich durch diese Thür geflüchtet. Die List war gelungen. Trotz der entgegengesetzten Versicherungen der Schildwachen begann man das Entrinnen Rabaut's für möglich zu halten.

Charnay setzte sich in furchtbarer Aufregung auf denselben Stuhl nieder, auf dem Rabaut noch so eben seine Reisenotizen geschrieben hatte. Die Faust geballt, die Arme über den Tisch gestreckt, das Auge starr auf die Mauer geheftet, hörte er kaum die Berichte, welche man ihm abstattete. Was kümmerten ihn die Einzelheiten? Der Schluß blieb der nämliche: er hatte seinen Zweck verfehlt. Er konnte nur noch in den Zügel knirschen, welchen Gott der Herr von Neuem den Bestrebungen seines fanatischen Hasses angelegt hatte.

Von Zeit zu Zeit schüttelte er seine Betäubung ab und seine Augen erglänzten von einem Strahl finsterer Hoffnung.

„Seid ihr auf das Dach gestiegen?“

„„Ja, mein Pater!““

Er verfiel wieder in sein dumpfes Schweigen.

„Habt ihr alles durchforscht?“

„„Ja, mein Pater!““

Neues Stillschweigen.

„Habt ihr die Mauern untersucht?“

„„Ja, mein Pater!““

„Ueberall? . . .“

„„Ueberall! ... Doch richtig, noch nicht in dieser Kammer ...““

Aufspringen, einen Stock ergreifen, mit kurzen heftigen Stößen überall, wo er hinlangen konnte, gegen die Mauer schlagen — das war das Werk eines Augenblicks. Aber die Mauern bewahrten das Geheimniß. Er hatte zu hoch gestoßen, denn der Versteck war wie man sich erinnern wird, in gleicher Höhe mit dem Fußboden. Ueberdieß war der Theil der Holzwandung, welcher die Fallthür bildete, dergestalt befestigt, daß er auch beim heftigsten Klopfen daran keinen hohleren Ton von sich gab als die andern Theile der Wandung.

Der Jesuit setzte sich wieder.

„Es ist kalt“ sagte er; „man zünde Feuer an!“

„„Hier? ...““ fragte einer seiner Leute.

„Ja, hier! ... Aha!“

Ein neuer Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Wenn der Geächtete sich zufällig im Kamin befand? ... Durch einen Kamin hatte sich der Pastor Lafage in der Umgegend von Monoblet 1754 zu retten versucht. Eine Kugel hatte ihm, als er auf das Dach kam, den Arm zerschmettert. Drei Tage darauf wurde er in Montpellier gefangen.

Charnay beeilte sich also, zwei Soldaten auf das Dach zu schicken. Er selbst legte das Holz in den Kamin; er selbst zündete es an. Aber die Soldaten kommen allein zurück. Nichts war aus dem Schornstein gestiegen ... als der Rauch!

Plötzlich erinnerte er sich Reboul's. Ein Schlachtopfer war ihm entgangen, er hatte ein anderes. Nach

den Bestimmungen der Edikte gegen die Protestanten mußte Reboul auf die Galeeren, wurde sein Haus dem Boden gleich gemacht. So war's 1754 mit dem Protestanten Novis geschehen, weil er seinem Pastor, eben jenem Lasage, Zuflucht in seinem Hause gewährt hatte.

„Man bringe ihn her! rief Charnay. Vielleicht können wir aus ihm etwas herauslocken...

Er hoffte es gleichwohl kaum, denn die Festigkeit des alten Heldengreises war bekannt. Doch wollte er sehen. Gewisse Raubthiere lieben es, mit ihren Schlachtopfern zu spielen.

„Nun," sagte er, „er ist entwischt?...

„„Ich habe Gott schon dafür gedankt, mein Herr.""

„Ihr werdet ihm auf den Galeeren dafür danken können... Vergeßt es nicht... Ihr werdet dort Zeit genug dazu haben.""

„„Glauben der Herr Pater, daß ich lange dort bleiben werde?...""

„Für immer, bei Gott! Kennt Ihr das Gesetz nicht?"

„„O doch! Aber es trifft mich ein wenig spät. Ich zähle dreiundachtzig Jahr, mein Herr. Das „für immer!" ist in diesem Alter...""

„Eure Güter werden eingezogen."

„„Was thut's?... Ich komme in's Bagno, *) und meine Erben sind schon dort."" **)

„Euer Haus wird zerstört werden."

„„Wir wissen, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott

---

*) So heißt das furchtbare Gefängniß der Galeerensträflinge.

**) Seine beiden Enkel, wie wir früher erwähnt.

erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel"" ... (Vergl. 2. Cor. 5, 1).

„Schweigt!"

„„Sie wollen, daß St. Paulus schweige.""

„Schweigt! ... Wo ist er?"

„„Wer?""

„Der Geistliche."

„„Wenn ich es wüßte, so können Sie wohl denken, daß ich es nicht sagen würde.""

„Ihr wißt es nicht?"

„„Nein.""

Er sagte das mit um so festerer Stimme, da er in der That nicht wußte, ob sich Rabaut versteckt habe oder ob ihm die Flucht geglückt sei.

„Aber doch," sagte Charnay mit einem merklich milderm Tone, „könnt Ihr uns vielleicht ... einige ... einige Andeutungen geben? Wir würden dann gern, sehr gern vergessen, daß er in Eurem Hause gewesen" ...

„„Ja ... aber ich, ich würde nie vergessen, daß ich eine Niederträchtigkeit begangen hätte ... Meinen Sie nicht, daß das nicht schlimmer wäre als Ihre Galeeren?""

„So wollt Ihr durchaus dahin kommen?"

„„Ich will nichts als sterben wie ich gelebt habe, sei es hier, sei es in Toulon. Doch ja ... Sie haben Recht ... Ich will durchaus dorthin ... Es wird mir der Gedanke die Ketten versüßen, daß ich sie tragen werde: zuerst für meinen Glauben, sodann für Herrn Rabaut"" ...

„Für wen?" schrie Charnay.

Aber er hatte nur zu gut verstanden. Die Augen traten ihm aus dem Kopfe. Er stürzte auf Reboul zu und schüttelte ihm krampfhaft die Arme.

„Rabaut!“ ... schrie er. „Rabaut war hier!“ ...

„„Nun ja!““ ... antwortete ruhig der Cevenote. „„Sie wußten es nicht?““

In der That, Charnay hatte gar nicht daran gedacht. Er glaubte Rabaut noch in Toulon oder der Umgegend; nichts hatte ihn auf die Vermuthung bringen können, daß jener so dicht vor ihm den Weg nach den Cevennen eingeschlagen hatte. Zu glücklich überhaupt einen Prediger zu fangen war es ihm gar nicht eingefallen, nur zu fragen, wer der gewesen sei, der ihm so eben entgangen. Hätte Reboul denken können, daß er es nicht wußte, so würde er sich wohl gehütet haben, es ihm zu sagen.

Charnay's Wuth kannte keine Gränzen. Er warf sich laut vor, seine Maaßregeln schlecht genommen zu haben. Er ließ alle Soldaten, alle Bauern kommen; er fragte sie mit fürchterlichem Ton nach neuen Einzelheiten, die er nicht hörte. Er wollte auf den Boden, in den Keller steigen, selbst alle Winkel durchsuchen.

In seiner furchtbaren Aufregung hatte er den alten Reboul wieder vergessen. Dieser war in der Kammer zurückgeblieben von zwei Soldaten bewacht, die Charnay nicht anzureden wagten, um nach seinen weiteren Befehlen zu fragen. Sie sprachen unterdeß mit Reboul. Diese Leute schienen wenig zufrieden mit der Rolle, welche man sie in der Gegend spielen ließ. Französische Soldaten, dachten sie, hätten in diesem Augenblick etwas besseres zu thun, als den Henkern zu helfen, französische

Protestanten auf's Schaffot zu bringen. Sie würden es weit vorgezogen haben, unter dem Marschall Soubise,*) so vielfach er auch geschlagen und in Spottliedern besungen wurde, gegen die Feinde zu kämpfen und mit ihm besiegt zu werden, als unter einem Jesuiten über Landsleute zu siegen und Gefangene von dreiundachtzig Jahren zu machen. —

„Und du weißt nicht, wo er ist?“ ... begann plötzlich der Priester wieder, indem er sich vor Reboul hinstellte.

„„Ich weiß es nicht,““ antwortete dieser.

„Ach! du weißt es nicht! ... Du willst es nicht wissen, nicht sagen! ... Warte nur, warte! Wir haben schon Starrköpfigeren als dir die Zähne auseinandergebrochen!“

„„Nur Feigeren!““

„Zum letzten Male: willst du? ...“

Reboul zuckte die Achseln.

In einem Augenblick hatte ihn Charnay mit der Strickleiter an den Stuhl festgebunden. Er riß ihm die Schuhe aus und zerrte ihn an das Feuer.

Die Soldaten wurden von Entsetzen ergriffen. Charnay machte die Feuerzange glühend.

Reboul war bleich geworden. Man hörte ihn leise beten.

---

*) Damals wüthete gerade der siebenjährige Krieg in Deutschland, in dem die französischen Heere unter dem Marschall Soubise so oft von dem großen Preußenkönige Friedrich II. und seinen Feldherrn, besonders Ferdinand von Braunschweig, geschlagen wurden.

„Du betest, glaube ich?“ ... sagte Charnay, indem er die Kohlen zusammenschürte.“

„„Er betete auch ... jener Pater Chayla““ ...

„Wann?“

„„Als wir ihn tödteten, Herr Pater, weil er an Einigen von uns das verübt hatte ... was Sie an mir verüben wollen““ ...

„Meinst du etwa, mich einschüchtern zu können?“ ..

„„Das wäre leicht, glaube ich. Sie sind ja schon ganz verwirrt““ ...

„Ich!“ ...

„„Doch beruhigen Sie sich. Wir tödten Niemand mehr. Wenn die Rache so sicher ist, warum sollten wir sie beschleunigen?““ ...

„Die Rache, welche Rache?“ ...

„„Glauben Sie an Gott, mein Herr?““ ...

„Schweig', Unglücklicher!“ ...

„„Nun denn, so fragen Sie nicht, worauf wir rechnen ... Ihre Zange ist glühend, Herr Pater““ ...

Charnay ergriff sie.

Und Rabaut, Rabaut hörte, sah Alles. Durch dieselbe Spalte, welche dazu diente, frische Luft zu schöpfen, erblickte er unter dem Bett hervor sowohl das Feuer als auch den über das Feuer gebeugten Jesuiten und die nackten Füße des unglücklichen Cevenoten. Sein Entschluß war gefaßt. Beim ersten Schrei, beim ersten Seufzen des Schlachtopfers würde er dem Henker ein Halt! zugerufen und sich ihm überliefert haben.

Aber der Henker zögerte. Mehrere Male hatte er die Zange ergriffen, und sie immer wieder in's Feuer

gelegt, wie wenn sie noch nicht roth genug wäre. Seine Stimme, obgleich sie immer drohender klang, verbarg doch nur schlecht seine Verwirrung. Er kämpfte sichtbar mit sich selbst. Fühlte er Mitleid? Vielleicht, denn es war das erste Mal, — wir müssen es sagen — daß er mit eigener Hand die Folter anwenden wollte; aber es war auch und vornämlich der Gedanke an die Gefahren, die er dadurch auf sein eigenes Haupt herabrief. Auf der einen Seite die Erinnerung an Chayla — auf der andern die Grenzen seiner Macht als Inspektor der Missionen, welche keineswegs die in sich schloß, die Folter anwenden zu lassen, noch viel weniger die, sie mit eigener Hand anzuwenden. Auf dieses Recht waren die Herren vom Gericht immer sehr eifersüchtig gewesen, und es war für die Jesuiten, gegen die schon damals in ganz Frankreich ein heftiger Unwille entbrannt war, und deren Orden bald darauf auch wirklich nicht bloß in Frankreich sondern in allen katholischen Ländern vom Papst selbst aufgehoben wurde — es war für sie der Augenblick schlecht gewählt, um sich mit den viel vermögenden Herren vom Gericht durch einen Eingriff in ihre Rechte zu überwerfen.

Rabaut, die eine Hand am Riegel, die andere auf das Herz gepreßt, als ob er das laute Klopfen desselben unhörbar machen wollte — Rabaut verlor ihn nicht aus den Augen. Sein Muth und seine Kraft schwanden in dieser entsetzlichen Spannung. Sein Leben auf's Spiel setzen — das war er gewohnt; aber es anschauen mit seinen eigenen Augen, wie es an einem Faden hing, an einem Faden, den er selbst durchschneiden mußte, sobald es einem Wüthenden gefiel, ihn dahin zu treiben

— das war mehr, als er ertragen konnte. Er drohte zu ersticken; er mußte sich mit Gewalt zurückhalten, um nicht seinen Versteck zu durchbrechen, wäre es auch nur um athmen zu können.

Plötzlich hörte man ein starkes Geräusch. Reboul, immer unbeweglich und stumm, hatte gesiegt. Charnay hatte nicht gewagt, über bloße Drohungen hinauszugehen; er war aufgesprungen und hatte das Marterwerkzeug weit weggeworfen, gleichsam als wollte er es für seine Nutzlosigkeit bestrafen. Dann stürzte er zur Thür hinaus, und sein vor Wuth wankender Fuß hallte schon auf der Treppe wieder.

Einige Augenblicke nachher führten seine Leute den alten Reboul fort. — Wenige Tage darauf rissen seine Helfershelfer das Haus nieder. Man fand den Versteck — er war leer.

Und während man das Haus niederriß, langte der Eigenthümer im Bagno an, wo ihn seine beiden Enkel erwarteten.

## II.

Wir haben im ersten Theil unserer Geschichte erwähnt, daß der Prediger Paul Rabaut, nachdem er die Versammlung im Hause des alten Reboul bewogen, dem Aufstande, durch welchen sie den fast unerträglich gewordenen Druck der Verfolgungen abschütteln wollten, zu entsagen, und bevor er beinahe selbst wieder ein Opfer dieser Verfolgungen geworden und nur mit genauer Noth den Händen des unversöhnlichen Feindes der Protestanten, des Jesuiten Charnay entronnen war — wir haben damals erwähnt, daß Rabaut dem alten Reboul von den traurigen Vorgängen in Toulouse, von woher er so eben gekommen, erzählt habe. Wir holen jetzt diese Erzählung nach.

Zuerst hatte Rabaut die vor Kurzem erfolgte Gefangennehmung des Predigers Rochette, eines der eifrigsten und gesegnetsten, obgleich noch jüngsten Werkzeuge in der Hand des Herrn zur Sammlung und Stärkung der zerstreuten evangelischen Gemeinden im südlichen Frankreich, berichtet. Sein Tod war nach den gegen die Protestanten erlassenen Blut-Gesetzen unabwendbar, eben weil er Prediger war. Rabaut hatte Alles in Bewegung gesetzt, hatte selbst an den König, an die Mitglieder der königlichen Familie, an die höchsten Staatsbeamten geschrieben, aber nicht einmal eine Antwort erhalten. Höchstens konnte man hoffen, daß Rochette, statt unter dem Rade, am Galgen sterben werde.

Gleich nach der Verhaftung Rochette's war das völlig grundlose Gerücht ausgesprengt worden, die Pro-

testanten wollten ihren gefangenen Prediger mit Gewalt befreien. Ueberall wurden von den Katholiken die Sturmglocken geläutet. Drei protestantische Edelleute, Brüder, Namens von Grenier, wurden ergriffen, weil man sie eben so fälschlich beschuldigte: sie hätten ihren bedrohten Glaubensgenossen mit bewaffneter Hand zu Hülfe eilen wollen. Auch ihr Tod schien unvermeidlich: auch für sie waren bis dahin alle Bitten und Vorstellungen vergeblich gewesen. Alle Vier erwarteten im Gefängniß zu Toulouse den Urtheilsspruch. Aber dies Gefängniß sollte noch andere, noch beklagenswerthere Opfer des entsetzlichen Religionshasses gegen die Protestanten aufnehmen. Wir lassen Rabaut selbst weiter erzählen.

Ich habe Euch noch mehr Trauriges zu melden, sprach er zu Reboul. Ihr kennt die Familie des Kaufmanns Jean Calas in Toulouse. Der Vater allgemein geachtet, die Mutter liebenswürdig und fromm, die Kinder leider nicht alle solcher Eltern würdig. Der dritte Sohn, Louis, wurde katholisch; der älteste, Marc-Anton, führte ein schändliches Leben; faul, verschwenderisch, finster, fand er an nichts mehr Freude, selbst an den Ausschweifungen nicht, durch welche er sich zu betäuben suchte. Er war sehr befreundet mit Bruyn, den man meinen Judas nannte, und der seitdem seinen Abfall und Verrath durch aufrichtige, tiefe Reue, durch verdoppelten Eifer für unsern heiligen Glauben wieder gut gemacht hat. Aber er, Marc-Anton, sank von Stufe zu Stufe, von Laster zu Laster, bis ihn der Abgrund verschlang, in welchen er seinen Vater mit hinunterreißen wird.

Es war am 13. Oktober (1761). Ich war seit einigen Tagen in Toulouse, ganz mit der Angelegenheit

meines Amtsbruders Rochette und der drei Brüder Grenier beschäftigt. Ich hatte die Familie Calas am Vormittage besucht. Der Vater bat mich, zu seinem ältesten Sohn zu gehen, und meine Bemühungen mit den seinigen zu vereinigen, ob es uns nicht gelänge, ihn vielleicht noch auf andere Wege zu bringen. Man führte mich auf sein Zimmer. Ich fand in ihm einen Menschen, der durch Trunk und Ausschweifung abgestumpft, gegen alle Ermahnungen und Bitten taub war, der der Stimme der Religion eben so wie der der Natur sein Ohr verschloß. Ich ging, sogar ohne den Vater wiederzusehen, weil ich überzeugt war: es sei nichts mehr zu hoffen. Hatte mich gleichwohl der Unglückliche besser verstanden als seine Miene zu sagen schien? Habe ich, indem ich ihm das Entsetzliche seines Zustandes vorhielt, zu seinem Entschluß beigetragen, sich demselben durch Selbstmord zu entziehen? Wohl möglich! In einer vergifteten Seele kann Alles zu Gift werden!

Als ich am Abend gegen 10 Uhr zufällig durch dieselbe Straße gehe, höre ich Geschrei vor Calas' Hause. Ich eile hin; aber da sich schon viele Personen vor der Thür versammelt hatten, nöthigt mich die Klugheit, in einiger Entfernung zu bleiben. Ihr wißt, ich bin überall wie mitten in Feindes Land.

Die Thür öffnet sich; die Menge weicht entsetzt zurück. Hinter dieser Thür am Eingang des Ladens hängt ein Mensch. Ich erkenne Marc-Anton. In demselben Augenblick sehe ich, wie der junge Lavaysse, ein Freund der Familie, auf einen Tisch steigt und den Strick durchschneidet, während andere Personen den Leichnam mit ihren Armen auffangen. Die Wache kommt. Man drängt die Menge zurück. Die Familie bleibt allein mit

einigen Nachbarn im Laden und bietet Alles auf, Marc-Anton in's Leben zurückzurufen; jedoch ohne Erfolg.

Zwei vornehme Rathsherren: Lisle von Brive und David von Baudrigue, der letztere durch seine leidenschaftliche Feindschaft gegen uns nur zu bekannt, kommen dazu. Und gleichwohl waren sie seit länger als einer Viertel Stunde dort, ohne auch nur im geringsten daran zu denken, daß hier könne ein Verbrechen verübt worden sein. Ebenso wenig dachte irgend Jemand in der Menge vor der Thür daran. Niemand in meiner Umgebung hatte das leiseste Wort gegen die allgemeine Meinung: daß der Unglückliche sich selbst aufgehängt habe, geäußert.

Die Rathsherren gingen, sie hatten nicht einmal ein Protokoll aufgenommen. Plötzlich ruft mitten in der Menge eine Stimme, daß Calas (der Sohn) hätte binnen kurzem katholisch werden wollen, daß er ermordet und Niemand anders als sein Vater der Mörder sein könne. Einer der Rathsherren zuckt die Achseln und geht weiter; der andere, David, bleibt stehen, eilt jenem nach, bringt ihn zurück und giebt so in einem Augenblick dem auftauchenden schändlichen Verdacht einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit. Auf der Stelle läßt er ohne irgend welche nähere Untersuchung und trotz der Gegenvorstellungen seines Amtsgenossen die ganze Familie, Lavaysse und eine Magd mit einbegriffen, festnehmen. Man führt sie auf's Rathhaus. Der Leichnam wird gleichfalls dahin gebracht und gegen alle gesetzliche Vorschrift nun erst das Protokoll aufgenommen.

Ich war unter der Menge zurückgeblieben; ich sah mit Schrecken, wie jene Meinung, die mir anfangs nur lächerlich erschienen, mit beängstigender Schnelligkeit sich

verbreitete. Jeden Augenblick hörte man neue Einzelheiten über die vermeintliche Bekehrung des Marc-Anton, und seinen Entschluß, den Protestantismus abzuschwören, über sein „Märtyrerthum" — denn schon fing man an, seinem Tode diesen Namen zu geben. Nach Verlauf einer Stunde wäre es bereits gefährlich gewesen, eine andere Meinung, als die, welche sich die Menge in den Kopf gesetzt hatte, zu äußern.

Gleichwohl war ich mehr betrübt über diesen von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Fanatismus (Religionshaß) als ernstlich besorgt um das Schicksal der Familie Calas. Mag die Untersuchung, dachte ich, auch noch so partheiisch geführt werden, sie muß nothwendig in kürzester Frist ihre Unschuld ergeben. —

Ich hatte meine Rechnung ohne die Geistlichkeit gemacht.

Es ist in der römischen Kirche Gebrauch, daß bei schweren Verbrechen, deren Urheber unbekannt sind, die Gläubigen feierlich aufgefordert werden, bei Strafe des Banns alles das anzuzeigen, was sie über die Sache, um die es sich handelt, wissen oder vermuthen.

Man beeilte sich, eine solche Aufforderung zu erlassen. Dieselbe war vom Generalvikar unterzeichnet, und entfernte sich dergestalt von den gewöhnlichen Formen, daß ich anfangs nicht anders glauben konnte, als sie sei verfälscht oder untergeschoben. Ich kannte den Haß der Priester; aber ich hatte sie für geschickter gehalten, ihn zu verbergen.

In diesem öffentlichen Erlaß wurde von vornherein das als unbestreitbar angenommen, was doch erst bewiesen werden sollte, nämlich daß der Tod des Marc-Anton die Folge eines gegen ihn verübten Verbrechens

sei. Und ohne gerade den Vater als Mörder zu nennen, deutete man doch unverkennbar auf ihn als solchen hin.

Der Rath der Stadt ging noch einen Schritt weiter. Er behauptete, der junge Calas sei als Katholik gestorben oder doch wenigstens im Begriff gewesen, es zu werden. Er verordnete deshalb, daß der Leichnam vorläufig in „geweihter Erde" und zwar, um die Sache noch feierlicher zu machen, auf dem Kirchhof von Sanct-Etienne, der Hauptkirche von Toulouse, bestattet werden sollte.

Der Hauptpfarrer dieser Kirche machte Einwendungen. Der Uebertritt des Verstorbenen zur katholischen Kirche sei, sagte er, durchaus nicht erwiesen. Ungeachtet jener feierlichen Aufforderung habe noch kein Priester die Anzeige gemacht, daß Marc-Anton jemals den Wunsch ausgesprochen, überzutreten. In welche schiefe Stellung würde man gerathen, wenn nach erfolgter katholischer Bestattung es sich herausstellte, daß der Beerdigte als Protestant gestorben sei; ja wenn, nachdem ihm alle die Ehren, welche die Kirche den Selbstmördern verweigert, zu Theil geworden, man genöthigt würde, einzugestehen, daß er selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe. — Aber das war es gerade, was der religiöse Haß gegen uns durchaus entschlossen war, nicht einzugestehen. Man hörte auf die gewissenhaften Einwendungen des Pfarrers nicht. Man entschied, daß die kirchliche Beerdigung Statt finden sollte. —

Der Anstoß war gegeben. An fünfzig Priester mit Wachskerzen, Fahnen und all' dem Pomp eines feierlichen Leichenbegängnisses holen den Leichnam vom Rathhause ab. Eine unermeßliche Menge folgt ihnen. Der

Leichnam wird in der Kirche ausgestellt. Das Weihwasser rieselt über den Sarg. Das Volk kann nicht mehr zweifeln: der junge Calas ist als Katholik, er ist als Märtyrer seines Glaubens gestorben.

Am andern Morgen werden Seelenmessen für die Ruhe des Todten gehalten. Kirchen, Klöster, Brüderschaften *) sind von heiligem Wetteifer entflammt. Die Brüderschaft, bei welcher sich, wie ausgesprengt war, der junge Calas sogleich nach seinem Uebertritt wollte einschreiben lassen, zeichnete sich besonders aus. Ich habe dieser verabscheuenswerthen Komödie, dem Vorspiel eines nur zu gewissen entsetzlichen Drama's (Schauspiels) beigewohnt. Die Kirche war nicht schwarz, sondern weiß ausgeschlagen. Hätte man nicht nach dem Augenschein meinen sollen, daß dieser Tag ein Festtag, der Beerdigte wie ein Sieger in den Himmel eingegangen sei? In der Mitte erhob sich ein prächtiger Katafalk (Trauergerüst); ein Leichengerippe stand zu Häupten desselben. In seiner rechten Hand eine Palme, das Sinnbild des Märtyrerthums; in der andern ein Blatt Papier, auf dem man in großen Buchstaben: „Abschwörung der Ketzerei" las. Alle Klöster, alle Brüderschaften der Stadt und Umgegend wohnten durch Abgeordnete diesem traurigen Schauspiel bei. Das tief aufgeregte Volk betete, weinte, stieß Verwünschungen gegen den Mörder aus. Das Todesurtheil unserer armen Freunde stand auf allen Gesichtern geschrieben.

Und wer war dieser Mensch gewesen, aus dem man sich beeiferte, einen Märtyrer, ja fast einen Heiligen zu

*) So nennt man Verbindungen katholischer Laien zu kirchlichen Zwecken, z. B. daß wenn einer von ihnen stirbt, alle andern der Leiche folgen. Sie tragen dann eine besondere Kleidung.

machen? Die ganze Stadt kannte seine Ausschweifungen; alle Welt hatte seinen Vater beklagt. Hatte man wenigstens in der letzten Zeit irgend eine Besserung an ihm wahrgenommen? Nein! Wie man ihn seit Jahren gesehen, so war er bis zum Ende geblieben. Die Nachbarn konnten es bestätigen. Den Abend vor seinem Tode hatte er noch in einem Spielhaus zugebracht; er war, wie gewöhnlich schweigend und taumelnd nach Hause zurückgekehrt. Folglich deutete nicht nur nichts darauf hin, daß er jemals den Gedanken gehabt, katholisch zu werden, sondern ein solcher Gedanke, wenn er ihn wirklich gehabt hätte, wäre auch nicht von der geringsten Aenderung seiner bisherigen Lebensweise begleitet gewesen. Als Freigeist hatte er gelebt, als Freigeist war er gestorben.

Aber das vermag der Religionshaß; so weit kann der Fanatismus verblenden! der Freigeist, der Wüstling wird zum Märtyrer, zum Heiligen gestempelt, weil man wähnt, er habe katholisch werden wollen; und sein frommer Vater, seine schuldlose Familie als Mörder gebrandmarkt, weil sie protestantisch sind!

Gleichwohl faßten wir einen Augenblick neue Hoffnung. Der Stadtrath hatte am 18. November befohlen, daß Jean Calas, seine Frau und sein Sohn Pierre auf die Folter gebracht werden sollten; die Angeklagten legten dagegen Berufung ein und das Parlament (der höhere Gerichtshof) hat am 5. December den Beschluß des Stadtraths vernichtet. Zugleich zog es die Sache vor seine Schranken und ordnete eine weitere Untersuchung an.

Wir athmeten auf, aber nur auf kurze Zeit. Das Parlament ließ die ganze so plump und partheiisch ein-

geleitete Art des Verfahrens bestehen; es befahl eine neue Verkündigung jener früheren Aufforderung. So setzte es lediglich das Werk des Stadtraths fort. Dieselbe Lüge in den Voraussetzungen, dieselbe Rechtswidrigkeit im Verfahren, derselbe Blutdurst gegen die Angeklagten und gegen uns — nur die Form etwas strenger beobachtet!

Es ist wahr, wir haben mehr Freunde, als man glauben sollte; aber die meisten wagen nicht zu sprechen. Es steht in diesem Augenblick in Toulouse so, wie es sonst nur in Zeiten der Revolution zu sein pflegt: die Gewaltmenschen und der Pöbel beherrschen die öffentliche Meinung. Diejenigen, welche man bei andern Gelegenheiten am meisten geneigt sieht, das Urtheil der Menge zu verachten, stellen sich jetzt am eifrigsten, als hielten sie wirklich „die Stimme des Volks für die Stimme Gottes."

So liegt jetzt die Sache. Die Familie Calas wird scharf bewacht; jede Verbindung mit ihnen ist abgeschnitten. Indem sie nichts erfahren und die Untersuchungsrichter sie in Unkenntniß lassen über alles das, was sie für gut finden ihnen zu verbergen, fallen sie bei jedem Verhör in irgend eine neue Schlinge. Bedrängt mit Fragen über unbedeutende Punkte, an die bis dahin Niemand gedacht, stimmen sie in ihren Aussagen nicht immer völlig überein; und diese Widersprüche, sorgfältig gesammelt und geschickt vergrößert dienen dazu, die Anklage zu stützen, mit der man sie zermalmen will. Ich hoffe nichts mehr; aber ich werde bis zum letzten Augenblick für sie kämpfen. Ich habe eine Vertheidigungsschrift zu ihren Gunsten und gegen die unglaublichen sinnlosen Beschuldigungen geschrieben, mit denen man uns Protestan-

ten seit zwei Jahrhunderten überhäuft, und die man jetzt in Toulouse wieder geflissentlich verbreitet. Eine dieser Beschuldigungen lautet: es gäbe bei uns ein geheimes Gesetz, wonach Eltern verpflichtet wären, diejenigen ihrer Kinder, welche katholisch werden wollten, zu tödten. Wo hat man, ich will nicht sagen: dieses Gesetz gesehen — denn man behauptet eben, wir hielten es verborgen — aber wo hat man Handlungen gesehen, welche die Folgen davon sein könnten? Die gewaltsamen Bekehrer haben uns seit hundert Jahren Kinder genug entrissen — wie viele von ihnen sind denn bis heute ermordet? Kein einziges! Und dennoch ist jetzt Jedermann von dem Vorhandensein dieses protestantischen Blutgesetzes so überzeugt, als ob er es selbst gelesen, als ob er es uns hätte predigen hören; ist davon überzeugt, daß in Folge dieses Gesetzes Jean Calas seinen Sohn ermordet hat! Nochmals: das vermag der Religionshaß, so weit kann der Fanatismus verblenden! Ihm wird auch jene unglückliche Familie nicht entrinnen. Aber wenn auch ihr Blut fließen wird — es wird nicht vergebens fließen! Wer weiß, ob ihr Tod nach den unerforschlichen Wegen Gottes nicht eine der Bedingungen unserer Erlösung ist!

So sprach Rabaut zum alten Reboul. Was unmittelbar darauf folgte: der Ueberfall des Jesuiten Charnay, das Entkommen Rabaut's, die Gefangennehmung Reboul's und die Zerstörung seines Hauses — kennen wir schon.

Gleich darauf finden wir Rabaut wieder in Toulouse, wo er fortfuhr, unsichtbar alle Bemühungen zu Gunsten des Pastor Rochette, der Brüder Grenier und der Familie Calas zu leiten. Seine „Widerlegte

Verleumdung" — so hieß jene oben erwähnte noch jetzt vorhandene Vertheidigungsschrift, war inzwischen heimlich gedruckt aber noch nicht verbreitet worden.

Eines Abends war er bei dem ihm befreundeten Parlamentsrath von La Salle, dem einzigen, der die Unbefangenheit bewahrt hatte und entschieden für die Unschuld der Familie Calas aufgetreten war. In Bezug auf die übrigen Gefangenen, besonders Rochette, sprachen die gegen die Protestanten erlassenen furchtbaren Gesetze zu deutlich; für sie war auf dem Rechtswege nichts mehr zu thun. La Salle theilte Rabaut Tag für Tag mit, was im Parlament vorgekommen war.

„Glauben Sie mir," sagte er zu Rabaut, „es ist besser, diese Schrift nicht zu vertheilen und sie für ruhigere Zeiten aufzusparen."

„Aber was soll dann die Vertheidigung nach der Verurtheilung?"

„„Die Verurtheilung ist noch nicht ausgesprochen.""

„Sie wird's aber bald werden."

„„Ich fürchte es gleichfalls; aber doch ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Wird dagegen Ihre Schrift veröffentlicht, so ist die Verurtheilung fast gewiß.""

„Haben Sie denn auch nur ein einziges Wort darin gefunden, durch welches diese Herren sich mit Grund beleidigt fühlen könnten?"

„„Mit Grund, nein! Aber was thut's? Sie werden nur um so mehr erbittert werden. Was sie in dieser Denkschrift verletzen wird, ist nicht diese oder jene Stelle, es ist das Ganze, vom ersten bis zum letzten Wort. Die Wahrheit, wenn auch noch so mild vorgetragen, verletzt zuweilen tiefer als die schärfsten Beleidigungen. Was ist milder als Oel, aber gießen Sie es in's Feuer . . .""

„Und Sie glauben, daß jene Herren schon so von Partheileidenschaft entflammt sind? ...“

„„Ich glaube es nicht bloß, ich weiß es. Was habe ich nicht erst heute wieder Alles hören müssen! Niemals ist einerseits der blinde Haß, anderseits die jämmerliche Schwäche schmachvoller zu Tage getreten! Herr von Bonrepos (der Generalprokurator oder Ober-Staatsanwalt) würde sich, wie es scheint, für entehrt, für verloren halten, wenn er nicht das Blut, welches er fordert, erhielte. Diese beiden Processe sind seine Herzensangelegenheit, sein Leben geworden. Er überlegt nicht mehr; er will nicht mehr überlegen. Er stürmt mit gesenktem Kopf darauf los, wie der Soldat, den es wenig kümmert, ob der Krieg, in den er geführt wird, ein gerechter oder ungerechter ist.““

„So haben Sie ihm meine Bitte nicht vorgetragen?“

„„Doch!““

„Und? ...“

„„Er gestattet es.““

„Und Sie sagten mir es nicht gleich?“

„„Ich hoffte, Sie würden nicht mehr davon sprechen.““

„Warum nicht?“

„„O folgen Sie mir, gehen Sie nicht in dies Gefängniß!““

„Mißtrauen Sie ihm?“

„„Nein. Er ist leidenschaftlich, aber nicht hinterlistig.““

„Nun denn? ...“

„„Sie könnten von irgend einem Unterbeamten erkannt werden, und dieser dann hoffen, durch Ihre Gefangennehmung sich ein großes Verdienst zu erwerben.““

„Wenn ich nur dahin gehen wollte, wo ich sicher wäre, nicht gefangen zu werden — wohin sollte ich dann noch gehen?“

„„So wollen Sie wirklich hingehen?““

„Ich werde es. Man soll nicht sagen: meine Brüder hätten vergebens auf mich gerechnet, um sie zum Tode vorzubereiten.“

„„Wohlan, gehen Sie! Hier ist der Befehl, der dem Vorzeiger desselben die Thüre öffnen wird. — Was denken Sie in Bezug auf Ihre Vertheidigungsschrift zu thun?“

„„Ich weiß es noch nicht. Ich will sehen, wie unsere Gefangenen darüber denken werden.““ —

---

Es war am 1. Januar 1762.

Wie feierlich ist der Tag, der ein Jahr beginnt! Wie feierlich für den, der hoffen darf, das Ende dieses Jahres zu erleben; wie viel feierlicher noch für den, der weiß, daß er es nicht erleben wird!

Diese drei Brüder, dieser Geistliche — sie wußten es, sie konnten nicht mehr daran zweifeln. Täglich erwarteten sie ihr Todesurtheil. Nach der Eile, mit der man anfangs ihren Proceß betrieben hatte, wunderten sie sich nur darüber, daß sie noch lebten, daß man sie den Vorschmack des Todes so lange kosten ließ.

Seit einigen Wochen erlaubte man ihnen, sich zu sehen. Täglich brachten sie einige Stunden mit einander zu. Sie lebten zwischen diesen Mauern wie in einer andern Welt, in der Frieden, Freundschaft, Glaube allein herrschten. Weil sie sich völlig Gott hingegeben, hatten sie fast vergessen, daß ihr Schicksal auch noch von Menschen abhing.

Diesen Tag nun durften sie auf ihre Bitten von früh an mit einander zubringen. Schweigend hatten sie sich umarmt; heimliche Thränen, die sie vor einander zu verbergen gesucht, waren ihren Augen entflossen. Der erste Tag des letzten Jahres! Und der Aelteste war noch nicht 30 Jahr alt; ihr Tröster, Rochette, noch nicht 26!

Allmählig erheiterten sie sich. Mittags setzten sie sich fast fröhlich um ihr einfaches Mahl; einige unbekannte Freunde hatten für ein besseres als gewöhnlich Sorge getragen.

„Ein wahres Festmahl,“ sagte der Geistliche.

Ich hatte es fast erwartet,“ fügte einer der Brüder hinzu. „In solcher Zeit erinnert man sich seiner Freunde ...“

„Ja,“ sagte der Aelteste, „derer, die man nöthig hat; aber von denen man nichts erwartet ...“

„Man erwartet nichts von uns, Bruder?“

„Was meinst Du denn, das man von uns erwartete, Kind?“

„Einen schönen Tod!“

„Recht, Bruder, recht! Du wirst ihre Erwartung nicht täuschen!“

So kehrte diese Idee, an die sie sich so ganz gewöhnt hatten, unter allen Gestalten wieder.

Dieselbe Ergebung zeigte sich bei ihnen, nach der Verschiedenheit ihrer Charaktere, verschieden. Der Aelteste war ernst, von Natur zur Schwermuth geneigt. Der Jüngste dagegen besaß jenen glücklichen leichten Sinn, welcher tiefe Empfindungen und ernste Gedanken nicht ausschließt. Ungefähr 20 Jahr alt schien er immer jünger oder älter zu sein als er aussah, jünger: durch den Ton seiner Stimme, welcher der eines Kindes war,

älter: durch seine Festigkeit, welche die eines in Prüfungen gestählten Mannes und eines Christen war, dessen Stärke in Gott ruht.

Die ruhige Heiterkeit und feste Besonnenheit des Mittelsten bildete gleichsam eine Mischung aus den so verschiedenen Gemüthsarten seiner Brüder. Ihm glich darin völlig der Geistliche; beide waren wie gleichaltrig so auch von Kindheit an auf's innigste befreundet. Wie hier die gleichartige, so knüpfte dort bei jenen andern Beiden die entgegengesetzte natürliche Anlage ein nicht minder festes Liebesband. Diese letzteren fühlten das Bedürfniß, sich gegenseitig zu ergänzen und ihr Leben in eins zu verschmelzen, wobei doch Jeder ganz er selbst blieb.

Sie saßen also alle Vier um den Tisch, und zum erstenmal allein. Sie hatten bis dahin vergeblich um diese Gunst gebeten; ein Schließer hatte stets ihren Zusammenkünften beigewohnt.

„Endlich einmal allein!" sagte der jüngste Bruder. „Man fängt an, unsere Wünsche zu erfüllen. Es scheint, daß man uns für sehr krank hält.*)

„Allein!" sagte der Mittelste; „und noch dazu mit Messern allein gelassen! ..." Der Schließer behauptet, das noch nie gestattet zu haben.

„Das verdankt ihr mir," sagte der Geistliche. „Ich fragte ihn, ob wir wie Selbstmörder aussähen, und er sah ein, daß in Bezug auf uns solche Vorsicht gänzlich überflüssig sei."

„Diese Leute," erwiederte einer der Brüder, „scheinen selbst über das Vertrauen zu erstaunen, welches wir

*) Den zum Tode Verurtheilten sucht man wo möglich noch ihre Wünsche, wie ja allen Sterbenden, zu erfüllen. Darauf spielt der jüngste Bruder scherzend an.

ihnen einflößen. Und wie die Schließer so auch die Richter. Habt ihr bemerkt, mit welchem Ton sie zu uns reden? Sie können ihre Achtung nicht verbergen. Es scheint mir, wenn ich Leute, die um ihrer Religion willen leiden, zu richten hätte, und sie mir, selbst wider Willen, ähnliche Gefühle einflößten: ich würde es schwer über mich gewinnen, ihren Glauben zu hassen."

„Im Gegentheil," sagte Rochette, „das eben verzeihen sie uns am wenigsten, weil sie auf diesen Beweis für unsere gute Sache nichts zu erwiedern vermögen. Vergebens suchen sie uns äußerlich zu unterdrücken, sie fühlen, daß sie's innerlich nicht können. Mögen sie es sich selbst nicht gestehen, ihr Gewissen bezeugt es ihnen, daß es um unsere Sache etwas Großes, Heiliges sein, daß das Licht des Evangeliums, für welches wir leiden, sterben, von Gott kommen müsse. Und glücklich, glücklich die, meine Freunde, welche dieses Licht, diese durch die Reformation wieder angezündete Fackel des reinen Evangeliums hoch und fest in der Hand halten! ..."

„Wie wir sie halten werden auf dem Schaffot!" riefen die Brüder.

„Das walte Gott!"

Die Unterhaltung wandte sich auf andere Gegenstände.

„Seit zwei Tagen ist Pater Bourges nicht bei mir gewesen," sagte der Geistliche.

Pater Bourges war beauftragt, die Gefangenen zum Katholicismus zu bekehren.

„Bei uns war er gestern," sagte der Aelteste.

„Niemals habe ich ihn in solcher Verwirrung gesehen, wie vorgestern," sprach Rochette.

„Deshalb hat er dich offenbar seitdem in Ruhe gelassen," bemerkte der Mittelste.

„Darf er hoffen, es bei euch leichter zu haben?"

„Wenn er es gehofft," antwortete der Jüngste, „so hat er sehen können, wie sehr er sich getäuscht."

Und nun erzählten sie sich ihre Unterhaltungen mit Pater Bourges, und wie dieser endlich auf ihre schlagenden, aus der Schrift, in der sie alle von Jugend auf wohl bewandert waren, geschöpften Einwendungen gegen die katholischen Irrthümer und Mißbräuche zuletzt nichts mehr habe erwiedern können.

Rochette war noch in dieser Mittheilung begriffen als der Schließer eintrat.

„Nun, meine Herren," sagte er, „heute haben Sie sich gewiß nicht zu beklagen. Man hat sie lange genug, wie ich denke, allein gelassen."

„Herzlichen Dank dafür," sagten die Gefangenen. „Wahrlich ein schöner Tag!"

„Er ist noch nicht zu Ende," erwiederte der Mann.

„Wir hoffen es auch."

„Und wenn er noch schöner endigte, als er angefangen? Wenn Einer Ihrer Freunde ..."

„Wer? ..." riefen sie. „Es ist doch heute nicht der Tag, an welchem Besuche erlaubt sind?"

„Höhere Ermächtigung ..."

„Dann wird's wohl irgend ein Bekehrer sein."

„O nein! Dem thäte selbst ein solcher Noth!"

„Woher wißt Ihr das?"

„Sein ganzes Wesen hat's mir gesagt. Da ist er!"

Rabaut trat, von einem jungen Mann begleitet, ein. Der Schließer zog sich zurück und schloß die Thür hinter sich zu.

Rochette stürzte in Rabaut's Arme. Lange Zeit hielten sie sich umschlungen und bedeckten sich mit

ihren Thränen. Die drei Brüder und der junge Mann standen wie festgebannt und schauten tief erschüttert dieser langen und stummen Umarmung zu.

„Sie sind es! ...“ schluchzte endlich Rochette. „Sie ... Sie hier! Wohl sagte es mir eine innere Stimme, daß ich nicht sterben würde, ohne Sie noch einmal umarmt zu haben — aber wie konnte ich ihr Glauben schenken! ... Dank ... Dank!“

„Mein Sohn, mein armer Sohn! ...“ sagte Rabaut. „Du hier! dieses Gefängniß ... vielleicht bald der Tod ... Auch in mir hieß es, daß ich dich noch einmal in dieser Welt sehen, sprechen würde ... Und ich konnte wenigstens, glücklicher als Du, darum bitten. Nun bin ich da! bin bei dir! Du bedurftest meiner nicht, ich weiß es wohl, um treu zu bleiben ... Ich, ich bedurfte deiner, deines Anblicks, um von Dir zu lernen, es zu sein ... um ihn, ihn es zu lehren ...“ Er ergriff bei diesen Worten, indem er sich aus der Umarmung des Gefangenen loswand, die Hand des jungen Mannes, der weinend an der Thür stehen geblieben war.

„Mein Sohn,“ sprach er, „Du hast mich hierher begleiten, Du hast ihn sehen wollen ... Schau ihn an! Du wirst dieselbe Laufbahn betreten, die er jetzt als Sieger, als Märtyrer verläßt. Er ist nur 5 bis 6 Jahr älter als Du und er war einer unserer treusten Arbeiter. O daß sein Blut für Dich, mein Sohn, eine Taufe sein möchte, die Dich mit Muth und Glauben erfüllte!“

Der junge Mann wollte sich Rochette zu Füßen werfen, aber dieser hielt ihn zurück. Er umarmte den Sohn, wie er den Vater umarmt hatte.

„Wie groß Du geworden bist, Saint-Etienne!"*) sprach er... Groß nicht blos dem Körper nach; Du bist auch im Glauben und in der Wissenschaft gewachsen, denn wir haben oft von Dir reden hören.**) Als ich Dich zum letzten Mal sah, warst Du noch ein Kind, jetzt bist Du ein Mann... Ja es giebt keine Lücken in dem Heere Jesu Christo... der Eine fällt, der Andere tritt an seine Stelle... So sprach Dein Vater; er hat Recht ... Aber mich als Vorbild hinstellen! Er der das meinige gewesen! Nein, nein!.. Was habe ich denn gethan, was er nicht tausend mal gethan hätte? Ich werde sterben für unsern Glauben.. Wohl! aber was ist einmal sterben gegen sein Märtyrerthum, in welchem er zwanzig Jahre lang jede Stunde sein Leben Preis gegeben hat? Gott der Herr wolle mich standhaft erhalten bis an's Ende, und ich werde sicherlich ruhiger zum Tode gehen, als ich es oft auf meinen Reisen, oder verfolgt von unsern Feinden, gewesen bin — Gefahren denen er beständig trotzt."

So sprach Rochette mit dieser schlichten Demuth, die die höchste Stufe des wahren Muthes ist; in voller, ungekünstelter Aufrichtigkeit sah er sein Märtyrerthum als eine verhältnißmäßig leichte Sache an, für die er sich schon jetzt überreich belohnt fand.

---

*) Dieser Sohn Rabaut's wirkte später unermüdlich in Paris für die endliche Befreiung seiner Glaubensgenossen. Zur Zeit der französischen Revolution wurde er in die Nationalversammlung gewählt, bekleidete lange als einer ihrer ausgezeichnetsten Glieder den Sitz des Präsidenten und starb endlich, wie alle, welche den verheerenden Strom der Revolution aufhalten wollten, auf dem Blutgerüst.

**) Etienne hatte sich bis dahin auf dem theologischen Seminar zu Lausanne in der Schweiz zum Predigtamt vorbereitet.

„Aber schon zu viel habe ich von mir gesprochen,“ fuhr er fort. „Bin ich denn hier der Einzige, den der Tod bedroht? Sieh hier, theurer Bruder, diese drei Freunde, welche mir leicht auf's Blutgerüst folgen oder darauf vorangehen können! Märtyrer unseres Glaubens werden sie zugleich als Opfer eines Irrthums oder einer Lüge fallen... Mich wird man als Geistlichen verurtheilen, und ich bin es; sie will man als Rebellen bestrafen, und sie sind es nie gewesen!“

Rabaut näherte sich den drei Brüdern. Er redete zu ihnen Worte, wie sie Niemand passender, tröstender zu finden wußte als er.

„Muth,“ sprach er zu ihnen, „Muth!... Gott hat Euch nicht zu dieser Prüfung berufen, ohne für Euch aus dem Schatz seiner Erbarmung alle die Kraft in Bereitschaft zu halten, deren Ihr bedürfen werdet. Bittet ihn darum, theure Brüder, und er wird sie Euch geben... doch nein ... Ihr habt ihn schon darum gebeten... Ihr habt sie schon empfangen!“

Darauf erzählte er ihnen, was er für sie gethan habe. Er verbarg ihnen keineswegs seine Befürchtungen; er benahm ihnen jede Täuschung über den schlimmen Stand der Dinge. Aber indem er ihnen die Hoffnung für dieses Leben abschnitt, that er es nur, um sie von der Erde loszulösen und in ihnen die Sehnsucht nach den Freuden des Himmels neu zu beleben. Von Zeit zu Zeit unterbrach man das Gespräch, um mit einander zu beten. Die ganze Unterhaltung war ein fortwährender Lobgesang Gottes, für den man sterben wollte.

„Und warum,“ sagte Rochette, „sollten wir nicht wirklich einen unserer Psalmen singen? Laßt uns singen,

meine Freunde. Dieses Gefängniß ist ein wahrhaftiger Tempel Gottes!“

„Ja,“ sagte Rabaut; „nächst dem Gewölbe des Himmels giebt es kein schöneres als das eines Gefängnisses, wenn man um des Evangeliums willen darin ist ... Laßt uns singen ... Aber dürfen wir es wagen? Man wird uns sicher hören.“

„Man ist's gewohnt.“

„Und man gestattet es?“

„Man muß es wohl, wenn man uns nicht ein Schloß vor den Mund legen will.“

„So laßt uns anfangen!“

Und mit tief bewegtem Ton stimmte er selbst den 116. Psalm an: „Das ist mir lieb, daß der Herr u. s. w.“

Wie liebenswürdig ist Jehovah mir,
Der all mein Flehn auf seinem Throne höret,
Und der sein Ohr zum tiefsten Seufzer kehret!
So lang' ich leb', o Gott, ruf' ich zu dir!

Erschütterte mich bitt'rer Todesschmerz,
Ergriff mich ganz die Furcht und Angst der Hölle,
Traf lauter Noth und Jammer meine Seele;
So schüttet' ich ihm aus mein ganzes Herz.

In demselben Augenblick vereinigten sich alle andere Stimmen mit der seinigen, und die Herzen mit den Stimmen. Aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele dankten sie dem Herrn, statt ihn um irdische Erlösung anzurufen, für eine viel höhere. Warum sollten sie ihn bitten, sie dem Tode zu entreißen, da er für sie dem Tode schon, wie St. Paulus sagt, den Stachel und der Hölle den Sieg genommen hatte?

Ich rief zu ihm: O Herr, erlöse mich,
Mach' meine Seel' von Missethaten ledig!
Der Herr ist groß, er ist gerecht und gnädig,
Und unser Gott hört und erbarmet sich.

Einfält'ge stehen unter Gottes Hut.
Ich lag in Noth, er kam mit Hülf' hernieder;
Drum, Seele, kehr' zu deiner Ruhe wieder,
Gott thut dir wohl, er ist dein höchstes Gut!

Du führest mich vom Tod zum Lebenslicht,
Mein Aug' ist froh, mein Fuß wird nicht mehr gleiten.
Du wirst im Land der Lebenden mich leiten,
Ich wandle fort vor deinem Angesicht.

Ich glaub' an Gott, d'rum red' ich ohne Scheu.
Die Welt ließ oft mich in der Noth verzagen;
Ich mußt' in Angst von allen Menschen sagen:
Sie trügen stets. Doch Gott ist ewig treu.

O, wie vergelt' ich Gott, was er mir that,
Da Wohlthat mich auf Wohlthat überhäufen!
Wohlan, ich will den Kelch des Heils ergreifen!
Gelobet sei sein Name früh und spat!

Ich that dem Herrn Gelübd' in meiner Noth,
Die will ich jetzt vor allem Volk bezahlen.
Der Herr bewies zu wiederholten Malen,
Daß köstlich sei vor ihm der Frommen Tod.

Du bist mein Herr! O Herr, ich bin dein Knecht,
Sohn deiner Magd, du hast mir beigestanden,
Du machst mich frei, du lösest meine Banden;
Du hast auf mich, den dir Erkauften, Recht.

Aber plötzlich hielten sie inne. Schon hatten sie beim Singen zwischen den einzelnen Versen ein merkwürdiges Echo gehört. Jetzt tönte dasselbe fort ... Es war offenbar dieselbe wenn auch schwache, undeutliche Melodie, die sie vernahmen. Und als sie schwiegen, als das hohe Gewölbe unmöglich mehr von ihren eigenen Worten wiederhallen konnte, hörten sie dieselben dennoch wie unter ihren Füßen herauftönen.

Die Familie Calas befand sich in dem Gefängniß unmittelbar unter ihnen. Sie hatte den Gesang gehört; sie antwortete ihm ... Und alle diese Seelen vereinigten sich trotz Mauern und Gewölbe in demselben Schwunge heiliger Begeisterung vor Gott.

Unterdeß hatte sich der Tag geneigt. Die Sonne des Januar warf ihre letzten bleichen Strahlen durch die Eisengitter des Fensters.

„Meine Freunde," sagte Rabaut, „wir müssen uns trennen. Ich werde euch wiedersehen, wie ich hoffe ... Man hat mir gesagt, ich dürfe wiederkommen ... Und gleichwohl ..."

Seine Stimme zitterte. Man fühlte, wie er die Thränen zurückdrängte.

„Meine Herren," sprach der Schließer, der so eben eintrat, „noch ein Besuch! ... Er wird Ihnen vielleicht etwas weniger Freude machen, dieser Besuch — aber ..."

„Ich wette, es ist der Pater Bourges," sagte der Jüngste der Brüder.

„Nein, nicht er! Ein Anderer kommt an seiner Stelle ..."

„So? also doch ein Priester?"

„Ja."

„Er komme! In der That," fügte der Jüngste lachend hinzu — denn diese liebliche Kindesnatur fand stets, auch mitten im traurigsten Ernst, ihre sorglose Heiterkeit wieder — „wird er sich wenig darum kümmern, ob wir's erlauben oder nicht."

„Die Raben wittern den Tod," sagte der Aelteste.

„Sie könnten uns noch sehr lebendig finden. Der Erste ist geschlagen. Er schickt frische Truppen ..."

„Still!"

Der Priester trat ein. Seine Gestalt war groß und mager, seine Stirne hoch, die Augen klein, der Kopf leicht nach der linken Seite geneigt, kurz: eins dieser Gesichter, die sich ebenso bemühen, unbedeutend auszusehen, als andere, um bedeutend zu erscheinen. Uebri-

gens würde man, wenn das Zwielicht es gestattet hätte, leicht haben bemerken können, daß diese unscheinbare Haltung nicht seine gewöhnliche war. Man würde geahnt haben, daß dieser Mann mehr gewohnt war zu herrschen als den Unterwürfigen zu spielen, mehr: zu drohen als höflich zu sein.

Er war es dessenungeachtet, und in besonderm Maße, als er sich den Gefangenen nahte. Den Hut unterm Arm grüßte er sie mit einer tiefen anmuthigen Verbeugung.

„Ein Jesuit! . . .“ murmelte der Jüngste.

„Meine Herren,“ sprach der Priester, „wundern Sie sich nicht . . .“

Rabaut erkannte ihn an der Stimme. Es war der Satan seines Judas, der höllische Verführer des alten Herrn von Ambly, der Mann mit der glühenden Zange! Von den Uebrigen kannte ihn Niemand persönlich; wohl aber hatten sie nur zu viel von ihm gehört. —

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte also Pater Charnay, „wenn ich, vielleicht zudringlicher Weise, die Gelegenheit ergriffen habe, Sie zu besuchen. Mein Freund, der Pater Bourges, ist mit der Seelsorge für Sie beauftragt. Er bedarf außerdem meiner keineswegs . . .“

Er log. Gerade der Pater Bourges hatte ihn gebeten, ihm bei diesen verstockten, unglücklichen Ketzern, wie er sie nannte, zu Hülfe zu kommen. Der Jesuit hatte die Ehre in's Auge gefaßt, die ihm aus ihrer Bekehrung erwachsen würde; aber da diese Bekehrung nichts weniger als wahrscheinlich war, so wollte er nicht den Anschein haben, als ob er sie auf seine eigene Gefahr unternähme.

„Der Pater Bourges,“ fuhr er fort, „hat mir

von Ihnen mit der innigsten Theilnahme gesprochen. Sie zeigten, sagte er mir, einen Muth ... eine ... Standhaftigkeit ... die einer bessern Sache würdig wäre. Deshalb vornämlich bin ich gekommen, theure Brüder, und ... doch Sie sind nicht allein? ..."

Er hatte so eben Rabaut und dessen Sohn bemerkt. Man erinnere sich, daß er denselben noch nie von Angesicht gesehen hatte.

„Es ist einer unserer Freunde mit seinem Sohne," sprach Rochette schnell.

„Einer Ihrer Freunde, also ... wahrscheinlich ein Glaubensgenosse von Ihnen?" fragte der Jesuit.

„„Ja mein Herr,"" antwortete Rabaut.

Alle befanden sich in einer peinlichen Verlegenheit. Der Jesuit schien in der That überrascht zu sein: aber das war kein Grund, daß er es wirklich war. Er konnte um die Anwesenheit Rabaut's wissen; er konnte draußen vor der Thür seine Leute schon bereit haben, um den Geistlichen zu ergreifen.

Rabaut war wie immer der ruhigste. Wenn er mich hier wußte, dachte er, so hat er seine Maaßregeln genommen, und jeder Versuch, ihm zu entrinnen, wäre vergeblich. Wenn er nichts weiß, so kennt er mich ja nicht. Das Beste ist, keine Furcht zu zeigen!

Er bot dem Jesuiten einen Stuhl an; dieser nahm ihn, wiederum nicht ohne eine tiefe Verbeugung.

„Meine Herren," sagte er, „darf ich so frei sein zu fragen, wer von Ihnen Herr Rochette ist?"

Rochette verneigte sich.

„Sie wissen Ihren Glauben gut zu vertheidigen, mein Herr," fuhr der Jesuit fort.

„Also hat sich Pater Bourges davon überzeugt?" fragte der Jüngste der Brüder.

„Er hat mir auch von Ihnen gesprochen," antwortete Charnay, indem er sich zu dem jungen Mann wandte.

„Von mir?"

„Von Ihnen! Ich habe Sie gleich an der Lebhaftigkeit ... an dem Geist und Witz erkannt, den er an Ihnen hervorhob ..."

„Ich bin in der That beschämt ..."

„O mein junger Freund, es sollte das kein Lob sein. Geist ... Witz ... Klugheit — sie haben mehr Menschen in's Verderben gestürzt als selig gemacht ... Glücklich die Einfältigen ..."

„Glücklicher Pater Bourges! ..."

Charnay lächelte, denn mochte er noch so viel Schlimmes vom Geiste aussagen — er bemühte sich zu zeigen, daß er mehr davon besaß als sein Confrater (geistlicher Standesgenosse). Aber er nahm sogleich wieder seine ernste Miene an.

„Ja," wiederholte er, „glücklich die Einfältigen! Glücklich die, welche der Gnade nicht widerstreben! Es steht geschrieben: Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade. Fürchtet euch, als solche erfunden zu werden, die wider Gott streiten ..."

„Gott, nicht wahr, das sind Sie und Ihre Freunde?"

„Das ist die Kirche, mein Freund, die Kirche, seine einzig geliebte Tochter, deren geringstes Kind und unwürdigster Diener ich selbst bin."

Und er verbeugte sich, die Augen zu Boden geschlagen, die Hände über die Brust gefaltet.

„Das ist viel Demuth," sagte der Jüngste, „im Dienste eines großen Hochmuthes."

„Die Kirche," antwortete der Jesuit ein wenig außer Fassung gebracht, „bedient sich nur ihres Rechtes. Es liegt kein Hochmuth darin, sich Vorrechte beizulegen, wenn man diese von Gott selbst empfangen hat. Die Unfehlbarkeit der Kirche ..."

„Mein Herr," unterbrach ihn Rabaut, „meine Freunde haben vielleicht nur noch acht Tage zu leben. Hätten Sie ihnen nichts anders zu bieten als theologische Streitsätze, selbst vorausgesetzt, daß diese noch so richtig wären? ..."

„O lassen Sie ihn doch," sagte Rochette. „Märtyrer" „das heißt ja: Zeuge (Blutzeuge)! Warum sollten wir nicht bis zuletzt Zeugniß geben von unserm Glauben? Wenn diese Herren es durchaus darauf anlegen, daß unser Märtyrerthum ein vollständiges sei ...

„Oh! was reden Sie von Märtyrerthum! ..." rief Charnay salbungsvoll. „Wir, die wir unser Blut hingeben würden, wenn Sie einwilligen wollten, zu leben! ..."

Man bot jedesmal den gefangenen protestantischen Geistlichen das Leben unter der Bedingung an, ihren Glauben abzuschwören. Dasselbe Anerbieten war den drei Brüdern gemacht worden.

„Eben so gut wäre es, antwortete Rochette, „uns geradeswegs zum Tode zu führen, als uns das Leben anzubieten unter einer Bedingung, von der man weiß, daß wir sie nie unterschreiben werden. Wir haben es vom ersten Tage an dem Pater Bourges erklärt; wir haben sogar hinzugefügt, daß ein solches Anerbieten uns

ziemlich unsittlich zu sein schiene. Die Menschen ihres Glaubens wegen hinrichten, ist nur eine Grausamkeit oder ein Wahnsinn; aber sie in die Mitte stellen zwischen ihr Gewissen und das Blutgerüst, ihnen um den Preis einer Lüge das lockendste aller Güter dieser Welt: das Leben, anbieten, auf diese Weise Unglückliche dahin treiben, daß sie sich auf's schwerste gegen Gott versündigen und sich zugleich vor den Menschen für immer entehren —, das ist grausamer und unwürdiger als alle Gefängniß- und Todesstrafen. — Uebrigens, fügte Rochette hinzu, spreche ich hier von der Sache und nicht von den Personen. Ich weiß, es giebt Viele unter Ihnen, die glauben, sie handelten nur aus Mitleiden, wenn sie uns das Leben unter der Bedingung des Uebertritts anbieten. Aber was sie in diesem Fall entschuldigt, das bildet gerade auf der andern Seite eine der schwersten Beschuldigungen, die man Ihrer Kirche machen muß. Sie hat jene Leute gelehrt, das Heil als an das äußerliche Bekenntniß ihrer Gottesverehrung und ihrer Glaubenssätze geknüpft anzusehen; sie hat, ohne es geradezu auszusprechen, aber doch durch die Gesammtheit ihrer Gesetze, Formen, Strebungen, die Meinung verbreitet, daß es hauptsächlich nur darauf ankäme, ihr anzugehören, und daß der Schlechteste unter den Ihrigen dem Heile näher stehe als der Frommste unter den Ketzern. Deshalb kommt es wenig darauf an, wie man in ihren „allein selig machenden" Schooß zurückkehrt. Ob solche „Bekehrung" freiwillig und aufrichtig, oder ob eine verwerfliche Liebe zum Leben der einzige Beweggrund dazu gewesen — das ist gleichgültig! man steht eben wieder in Gnaden bei der Kirche und deshalb in Gnaden bei Gott. Auf diese Weise wird der Zweck immer das

Mittel heiligen. Einziehung der Güter, Geldstrafen, Bedrückungen aller Art, Gefängnisse, Galeeren, Blutgerüste — Alles muß gut sein, wenn es nur die in den Schooß der Kirche zurückführt, die gerne draußen blieben."

„Unterscheiden wir ... unterscheiden wir ..." sagte Charnay.

„Ein Jesuit! ... ein Jesuit! ..." wiederholte der Jüngste der Brüder leise vor sich. *)

„Unterscheiden wir," wiederholte Charnay. „Diese Galeeren, diese Blutgerüste — die Kirche hat nichts mit ihnen zu schaffen. Die Kirche verabscheut das Blut: „Abhorret a sanguine!" Sie kann und will allein mit geistigen Waffen kämpfen."

„Also," antwortete Jean (der Jüngste der Brüder) „wenn man uns auf die Galeeren schleppt ..."

„Von wem ist der Befehl, der Sie dahin sendet?"

„Wenn man unsere Geistlichen hinrichtet ..."

„Wer hat das Todesurtheil gefällt?" **)

„Wundervoll! darnach ist es reine Verläumdung, wenn man Ihnen und Ihrer Kirche die Schrecken der Inquisition ***) beimißt. Die Inquisition hat selbst in

---

*) Die Jesuiten, welche keine bestimmten Ordenskleider trugen, und daher oft schwer zu erkennen waren, zeichneten sich in der Kunst aus, durch die feinsten, scharfsinnigsten Unterscheidungen zuletzt aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß zu machen, eine Kunst, über die das Urtheil Jesaias 5, 20. zu lesen steht.

**) Alles dies geschah immer vom weltlichen Gericht; die katholische Kirche und ihre geistlichen Gerichte hüteten sich wohl, den Namen dazu herzugeben.

***) Ein besonderes geistliches Gericht in Italien, Spanien und andern katholischen Ländern, um alle Ketzereien auszurotten. Die Inquisition hat sich dieses ihres Auftrages, namentlich in früheren Jahrhunderten, mit unerbittlicher Grausamkeit entledigt, und noch jetzt wissen ihre Kerker in Rom und anderswo entsetzliche Dinge zu erzählen.

Spanien niemals einen Tropfen Blut vergossen ... Nein, sie hat ihre Abgeurtheilten nur gewissen königlichen Beamten übergeben ... Sie wußte recht gut, es ist wahr, daß sie dann verbrannt werden würden — aber das Wort stand nicht in ihrem Urtheilsspruch. Zum Tode verurtheilen! ... pfui doch! ... die Kirche! ... eine so liebevolle Mutter! ..." Aber indem Jean so mit bitterm Spotte sprach, hatte er sich erhoben. Die innere Empörung war zu mächtig; sein Herz wallte über. Der Spott wich plötzlich einem furchtbaren Ernst.

„Und Sie wagen es," rief er, „Sie wagen es, uns das in's Gesicht zu sagen! Fühlen Sie denn gar nicht, welchen Widerwillen, welchen Abscheu solche Behauptungen allein uns gegen Ihre Kirche einflößen müßten, wenn wir dessen nicht schon genug empfänden! ... Wie! weil nicht Priester die Erlasse Ludwig des XIV. gegen uns unterzeichnet haben, darum trägt Ihre Kirche keine Verantwortlichkeit dafür? ... Weil nicht Priester hier im Parlament (Gerichtshof) sitzen, darum wird sie es nicht sein, die uns in den Tod schickt? ... Aber woher haben denn unsere Könige jene ungeheuerliche Lehre, nach der sie eben so gut die unumschränkten Herrscher unserer Seelen wie unserer Leiber sind? Wer hat ihnen diese kirchliche Einheit angepriesen und die Aufrechterhaltung derselben, sei es auch mit Feuer und Schwerdt, ihnen zur Gewissenspflicht gemacht, diese kirchliche Einheit, die euer Abgott ist? Wer hat unsere Fürsten gelobt und gesegnet für alle die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie gegen die Feinde dieser sogenannten kirchlichen Einheit erdacht haben? Wer hat ihnen fort und fort die Unterdrückung der Ketzer als das sicherste Mittel angerühmt, mit dem sie sich Gottes Wohlgefallen und seine Gnade

für ihre Sünden oder Verbrechen erkaufen könnten? Woher ertönt in Frankreich jenes Geschrei des Unwillens, der heftigsten Abmahnung, so oft die Regierung die Neigung zeigt, uns ein wenig aufathmen zu lassen? ... Und alle diese Greuel meint ihr von euren Händen abwaschen zu können? Und alles dieses vergossene Blut, das zum Himmel schreit — es sollte ein: „Unterscheiden wir!" hinreichen, daß es nicht auf euer Haupt käme? ... „Der König, die Erlasse, die Parlamente! ..." Der König ist nur der Arm: aber der Kopf, das seid ihr, ihr Priester! ..."

Der Jesuit hatte wiederholt, aber immer vergeblich gesucht, ihn zu unterbrechen. Aufrecht mit funkelnden Augen vor ihm stehend zermalmte ihn Jean von Grenier mit seinen Blicken, mit seinen Worten.

Was hätte er auch antworten können? Die Gewalt der Worte wurde nur zu sehr durch die unbestreitbare Wahrheit der Thatsachen unterstützt, auf die sie sich beriefen.

Endlich sprach der Aelteste der Brüder zu dem Jüngsten, der mit neuen niederschmetternden Schwerdthieben der Wahrheit auf den Pater einstürmte:

„Es ist genug ... Beruhige Dich! Glaubst Du, der Herr Pater hätte erst nöthig, von Dir überzeugt zu werden? ... Sie kennen den Pater Charnay, nicht wahr?" fügte er hinzu, indem er sich an Charnay wandte.

„Den Pater ... Charnay? ..." antwortete überrascht, stockend der Jesuit.

„Ja, den Inspektor der Missionen zu unserer Bekehrung."

„Nun?"

„Nun fragen Sie den, ob er es nicht ist, der uns auf die Galeeren schickt, und ob er, indem er uns dahin sendet, etwas andres zu sein glaubt, als der eifrige Diener Ihrer Kirche? —“

Charnay athmete auf, froh darüber, daß er seinen Namen nicht genannt hatte. Er glaubte, allen Zeugen dieses Auftritts unbekannt zu sein, und mehr noch war ihm als selbst Rabaut jetzt daran gelegen, unbekannt zu bleiben.

Mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit bekannte er, daß man vielleicht gegen die Protestanten zu weit gegangen sei. Dessenungeachtet aber bliebe die Kirche — natürlich die römisch-katholische — die Grundsäule der Wahrheit, deren unfehlbarer Autorität sich Jeder, der selig werden wolle, unbedingt unterwerfen müsse. Jetzt konnte sich Rabaut nicht länger halten. Mit hinreißender Beredsamkeit und siegender Wahrheit zeigte er, daß diese unfehlbare Autorität der römischen Kirche sich nicht auf das allein unfehlbare Wort Gottes gründe, dieses vielmehr durchaus gegen sich habe, sondern allein auf ihre vielfach so irrige mündliche Ueberlieferung, auf deren Menschensatzungen und Lehren, mit einem Wort: auf ihre eigene Behauptung! daß diese unfehlbare Autorität, die sich sündige irrende Menschen beilegten, nothwendig, wenn man sie aufrecht erhalten wolle, jede Glaubens- und Gewissensfreiheit vernichten *), nothwendig für Andersgläubige, die sich ihr nicht unterwerfen wollten, nur Zwang, Kerker und Blutgerüste haben könne.

---

*) Wie das die Geschichte der katholischen Kirche zu allen Zeiten, in denen sie ungehindert ihre Absichten hat verwirklichen können, in unserer Zeit noch das Beispiel der Madiai's unwiderleglich bewiesen hat.

Aber Rabaut hatte sich vergessen. Man hatte so eben Licht gebracht, und Charnay konnte ihn genauer betrachten. Der Fluß, die Gewandtheit und Macht seiner Reden — alles das, was einen Menschen kennzeichnet, der gewohnt ist, öffentlich zu sprechen, dazu die Aufmerksamkeit der Andern und selbst Rochette's, welcher still geschwiegen, seitdem Rabaut sprach — Alles das hatte den Jesuiten ahnen lassen, daß dieser „Freund" der Gefangenen noch etwas mehr sei als ein bloßer Freund. Seit einigen Augenblicken hörte er deshalb kaum mehr auf die Worte Rabaut's. Man konnte in seinen Augen lesen, daß er auf etwas anderes dachte, als wie er Rabaut antworten wollte.

Jean von Grenier bemerkte zuerst, daß etwas Besonderes in der Seele des Jesuiten vorging. Er hatte das Gesicht desselben scharf beobachtet, und gesehen, wie dieses bei den letzten Worten Rabaut's wie von einem plötzlichen Strahl triumphirender Freude erhellt wurde. Charnay war zu der Ueberzeugung gekommen, daß der, welcher mit so tiefer Kenntniß der theologischen Streitfragen, mit so meisterhafter Handhabung des Wortes zu ihm rede, — ein Geistlicher sein müsse. Vielleicht hatte er schon seinen Namen errathen — denn es gab nur einen Rabaut in der evangelischen Kirche Frankreich's.

Und in der That, so war's. Das kann Niemand anders als Rabaut, Rabaut, das berühmte Haupt der Ketzer sein, hatte sich der Jesuit gesagt. Und Rabaut selbst hatte es, aber zu spät, auf seinem Gesichte gelesen. Gleichwohl hatte er, gewandter durch Muth als der Jesuit durch Verstellung, nichts von seiner Verwirrung merken lassen; aber diese übernatürliche An-

strengung hatte seine Kraft erschöpft. Seine Zunge, bis dahin so frei und beredt wie jemals, war plötzlich wie gelähmt. Dieses Blutgerüst, auf welches er als auf das nothwendige Ende aller Wege Rom's gegen die Andersgläubigen hingewiesen: er erblickte es, wie es sich jetzt hinter seinem Gegner gegen ihn selbst drohend erhob. Er sah sich ergriffen, ergriffen mit seinem Sohne! Er sah zwei Leben dem Untergange, dem sichern Tode geweiht, denn von einem Charnay war keine Gnade zu erwarten! und es stand sehr zu bezweifeln, ob der Generalprokurator, der sich schon genug bloßgestellt, indem er ihm die Erlaubniß zum Eintritt in das Gefängniß gegeben, sich noch mehr würde bloßstellen wollen, indem er ihn frei hinausgehen ließe. Ueberdieß würde selbst dieser hohe Beamte, auch wenn er es wollte, es wahrscheinlich gar nicht mehr können, sobald einmal die Sache offenkundig geworden.

Sie hatten sich also gegenseitig verstanden. Beide Gegner schauten sich wie festgezaubert mit unverwandten Blicken an. Charnay wagte nicht auf seine Beute loszustürzen, Rabaut hielt den Athem zurück, wie wenn ihn die geringste Bewegung unentrinnbar in das Netz verwickeln müßte, das er schon über sich geworfen fühlte. Die Andern erwarteten, starr vor Schrecken, den Ausgang dieses furchtbaren geistigen Zweikampfs.

Endlich rief Charnay sich halb erhebend mit funkelnden Augen und gerunzelter Stirn, indem er den Arm gegen den Prediger ausstreckte:

„Das ist Rabaut! ...“

Niemand rührte sich.

Aber Rabaut sprach, indem er gleichfalls die Hand erhob und mit dem Finger auf den Jesuiten wies, fest

und ruhig, obgleich er ein leises Beben der Stimme nicht unterdrücken konnte:

„Das ist Charnay! ...“

„Charnay? ...“ schrieen Alle.

Dieser Ausbruch des Entsetzens gab diesem seine Kühnheit wieder. Er sprang heftig auf.

„Ja! ...“ rief er, „ja ... es ist Charnay! ... Ihr kennt ihn jetzt ... Ihr sollt ihn noch besser kennen lernen ... Es ist Charnay, Ihr Ketzer! ... Ja ... Du hast es errathen ... Du! Und ich auch ... ich habe Dich, Prädikant! *) auch errathen! ... Du bist mir entgangen in Aigues-Mortes ... Du bist mir entgangen in Pont de Montvers ... **) Du wirst mir nicht in Toulouse entgehen! ...“

„Hierher, Schließer, hierher! ...“

Er stürzte auf die Thüre zu.

Aber Jean (der Jüngste der Brüder) war ihm zuvorgekommen. Mit einem der Tischmesser, welche man liegen gelassen hatte, bewaffnet, warf er sich dem Priester in den Weg und rief, indem er ihn am Arm ergriff:

„Nicht ein Wort! nicht einen Schrei! ... Man hat Euch vielleicht schon gehört ... Man wird kommen ... Ersinnt irgend einen Vorwand ... Sagt, was Ihr wollt ... Aber ich, ich sage Euch: wird Herr Rabaut gefangen genommen, so seid Ihr ein Kind des Todes! ...“

„Laßt mich,“ rief Charnay, „ich will hinaus ...“

„Ihr werdet nicht hinausgehen!“

„Ich werde nicht?“

---

*) Wegwerfende Bezeichnung der evangelischen Geistlichen von Seiten der Katholiken.

**) Im Hause des alten Reboul, wie sich der Leser erinnern wird.

„Nein — bis diese Beiden hinaus, bis sie in voller Sicherheit sind.“

„Ich werde nichts sagen!“

„So? ...

„Ich schwöre es!“

„So? ... Wie heißt denn die Kirchenversammlung, die es ausgesprochen hat, daß man den Ketzern keine Eide zu halten braucht? ... War's nicht die zu Constanz?“

„Machen wir ein Ende. Was wollt Ihr von mir?“

„Ich werde schellen. Der Schließer wird öffnen. Ihr werdet Euch niedersetzen — dort hinten, ganz hinten im Zimmer! Herr Rabaut wird mit seinem Sohne fortgehen ... Ihr werdet ihn fortgehen sehen ... nachher könnet Ihr selbst gehen ... eine halbe Stunde nachher versteht sich! ... Also schnell dorthin! ...“

Charnay ließ sich, bleich vor Wuth, auf den Sitz zurückführen, den er so eben verlassen hatte.

Jean ergriff den Schellenzug. — „Noch einen Augenblick!“ sprach Rabaut.

„Nein, nein!“ antwortete Jean, „warum zögern?“

„Warum? ... Weil ich nicht zurückkehren werde, mein armer junger Freund! ...“

Seine Stimme brach. Es war nur zu klar, daß er nach diesem Ereigniß unmöglich mehr wagen konnte, das Gefängniß zu besuchen.

„Lebt denn wohl,“ rief er, „lebt wohl, theure Freunde ... Leb wohl, Rochette ... Sprich nicht, wie einst unser Herr und Meister: „hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe!“ Sprich nicht so zu mir ... nein ... nein! ich liebe Dich genug, um mich freuen zu können, daß Du zu unserm

Vater gehst! Wir werden Dich beweinen, aber Dein Loos beneiden! Lebt auch Ihr wohl, lebt wohl!... diese Mauern, diese Thüren werden mich nicht hindern, im Geist beständig bei Euch zu sein, so wenig als das Grab mich hindern wird, im Glauben mit Euch vereinigt zu bleiben in der Welt, wohin Ihr uns vorausgehen werdet... Lebt wohl — lebt wohl!...

Jean hatte auf ein Zeichen des Pastors geschellt; dann war er auf seinen Posten neben dem Priester zurückgekehrt.

„Man kommt," sagte er zu ihm mit leiser Stimme. „Nehmt Euch wohl in Acht! Ein Wort... eine Bewegung... ein Wink mit dem Auge... und...!"

Er zeigte ihm das Messer. Charnay, den einen Arm herunterhängend, den andern auf den Tisch gestützt, den Kopf gesenkt, die Hände krampfhaft geschlossen, hatte sich nicht gerührt.

Man hörte die Riegel klirren. Die Thür wurde geöffnet.

„Führt diese Herren hinaus!" sagte Jean von Grenier.

Und Rabaut ging langsam nach einem letzten: Auf Wiedersehn... dort oben!... mit seinem Sohn hinaus.

Der Priester bewegte sich nicht. Man hörte, wie Thüren sich öffneten, schlossen... Die Gefangenen standen da mit gespanntem Blick, lauschendem Ohre! Noch eine Thür öffnete sich, schloß sich dann schwerfällig... es war — sie kannten sie genau an ihrem Tone — es war endlich die, welche auf die Straße hinaus führte.

„Gerettet!..." rief Jean.

Der Priester bewegte sich nicht.

„Gerettet!..." wiederholte der junge Mann, indem

er sich seinem ältesten Bruder an die Brust warf. Und mit einer noch zitternden aber in helle Freude ausbrechenden Stimme stimmte er den uralten Lobgesang an:

„Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir!
Dich Vater in Ewigkeit
Ehrt die Welt weit und breit …“

Sie hatten kaum die ersten Worte gesungen, als die Stimmen von unten ihnen antworteten. Dieser fromme Wiederhall begleitete sie Vers für Vers, Sylbe für Sylbe. Am Ende der Strophe hielten sie inne; und alsbald erhob sich wie ein fernes Rauschen aus der Tiefe des Gefängnisses die zweite:

„Dein göttlich Macht und Herrlichkeit
Geht über Himmel und Erde weit.
Der heiligen zwölf Boten Zahl
Und die lieben Propheten all',
Die theuren Märt'rer allzumal
Loben dich Herr, mit großem Schall …“

Und die Gefangenen antworteten:

Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Der Herr Zebaoth!

Ein Schreckensruf unterbrach sie. Einer von ihnen hatte sich zu dem Priester gewandt und gesehen, daß sein Gesicht mit Blut bedeckt war. Die Augen waren geschlossen; das Blut strömte aus Nase und Mund auf die Kleider herab.

Der Zorn, die Angst, der furchtbare innere Kampf hatten einen Schlagfluß herbeigeführt. Der Inquisitor von Languedoc *) war denen, die sterben zu sehen er sich gefreut, vor den Richterstuhl Gottes vorausgegangen!

*) Die südliche Provinz Frankreich's, in der die Cevennen und auch Toulouse liegen.

Steigen wir auf einige Augenblicke in das Gefängniß hinunter, aus welchem die Familie Calas ihre Stimmen mit denen der vier Gefangenen vereinigt hatte.

Wie diesen letzteren hatte man auch den Gliedern jener Familie seit einiger Zeit ziemlich viel Freiheit gestattet. Anfangs hielt man sie getrennt und streng abgeschlossen; später, als man sich durch zahlreiche Verhöre überzeugt, daß von ihnen nichts mehr herauszupressen war, konnten sie mit einander verkehren, aber nur im Beisein eines Gefängnißwärters.

An diesem Tage — es war, wie man sich erinnern wird, der 1. Januar 1762 — hatte man sie zum ersten Mal allein gelassen. Sie hatten sich mit einander zu Tische gesetzt gerade wie an jenem verhängnißvollen Abend des 13. Oktobers: der Vater, die Mutter, der Sohn und sein Freund Lavaysse, die zwei Töchter Rosa und Anna; es fehlte nur der, dessen Wahnsinn sie alle in diesen Abgrund gestürzt hatte.

Es war begreiflich, daß ihr erster Gedanke der an ihn war.

„Dort saß er ...“ sagte der Vater, indem er sich setzte — „dort ... mir gegenüber. Ich sehe ihn noch ... er hob die Augen nicht auf; er schien wie abwesend zu sein. Zwei Mal fragte ich ihn, warum er nicht esse? Ich hatte ihm am Morgen fast geflucht ... er hatte es verdient, der Unselige! ... Aber die Erinnerung daran lastete schwer auf mir ... ich fühlte mich fast glücklich, ihm einige Theilnahme beweisen zu können:“ „Du ißt nicht?“ wiederholte ich. Er antwortete nicht. Er ging ...

„Genug! genug!“ sagte die Mutter.

Er ging ... „Wohin gehst Du?“ fragte ich ihn.

Aber er war schon zur Thür hinaus ... Er sollte nicht zurückkehren ...

„Lieber Vater," sagte Pierre Calas — denn er sah, wie schwer die Mutter bei dieser furchtbaren Erinnerung litt, auf die der Greis nicht müde wurde immer wieder zurückzukommen — „lieber Vater, wann werden wir die Schrift des Herrn Rabaut erhalten?"

„In wenig Tagen, denke ich. Herr von La Salle scheint darauf zu bestehen, daß man sie nicht veröffentlichen sollte."

„Er hat Unrecht."

„Vielleicht doch nicht."

„Was für Richter, großer Gott, denen man fürchten muß zu sehr zu beweisen, daß sie sich täuschen."

Rabaut's Vertheidigungsschrift „Widerlegte Verleumdung" hatte dies, hatte die Unschuld der Familie Calas nur zu schlagend nachgewiesen, aber gerade deswegen hatte, wie wir früher gesehen, der Parlamentsrath von La Salle von ihrer Veröffentlichung in der damaligen Zeit fanatischer blinder Erbitterung abgerathen. Es waren noch mehrere Schriften zu Gunsten der Angeklagten erschienen, die gleichfalls noch erhalten sind, aber keine von so überzeugender Klarheit, von so unwiderleglicher Wahrheit als die Rabaut's, gerade weil sie in einfachster schlichtester Weise nur die Thatsachen reden ließ. Man erschöpfte sich bei und nach Tische, wie schon hundert Mal vorher in Muthmaßungen über den Ausgang des Processes. Es ist nicht zu verwundern, daß die Familie Calas sich viel mehr damit beschäftigte als die Gefangenen im obern Stock. Ein Mensch, der wie Rochette seit langer Zeit gewohnt war, sein Leben Preis zu geben, konnte ohne große An-

strengung sich dieser traurigen Gedanken entschlagen; aber wie schwer ist es, dem Tode inmitten einer Familie in's Auge zu schauen! Wie packt und durchschüttelt euch der Tod, dessen ihr alleinstehend vielleicht lachen würdet, im Blick auf den Gatten, die Kinder, auf Eltern und Geschwister! Die drei Grenier's waren Brüder, aber sie hatten das Feuer der Jugend, die Sorglosigkeit französischer Edelleute, und überdieß, da sie zusammen angeklagt waren, wenigstens auch die Gewißheit, daß sie zusammen verurtheilt oder losgesprochen werden würden. Bei der Familie Calas war es anders. Man hatte die Anklage getrennt; und obgleich es offenbar sinnlos war, anzunehmen, daß der Vater, wenn das Verbrechen wirklich von ihm begangen war, es allein begangen haben sollte, so war er es doch vornämlich, den man augenscheinlich zu verurtheilen trachtete. Daher zitterte ein Jeder, außer für sich, noch ganz besonders für ihn.

So häufte man Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit. Waren alle Andern unschuldig, so mußte man auch Mitleid hegen gegen diesen Greis, der dann eben so unschuldig war wie sie; aber man hatte ihm besonders den Untergang geschworen!

Fügen wir hinzu, daß man sie gleichfalls nicht mit jenen elenden Zudringlichkeiten verschont hatte, welche von den andern vier Gefangenen so kräftig zurückgewiesen worden waren. Bei diesen war es nur ein ermüdender, widerwärtiger Zeitvertreib, aber für die unglückliche Familie war es eine tägliche, ja stündliche Qual. Die Bekehrer hofften, an den zwei jungen Töchtern eine sicherere und leichtere Beute zu finden. Versprechungen, lockende Aussichten, Drohungen — nichts wurde gespart, um sie ihren Eltern zu entfremden. Und ein-

mal war es dem Pater Bourges damit fast gelungen. Er hatte den jungen Mädchen die für das weibliche Herz so lockende katholische Verehrung der Jungfrau Maria, der Mutter des Heilandes, als eine so schöne, liebliche, unschuldige und vor Gott gewiß nicht mißfällige Sache darzustellen gewußt und wie Unrecht daher die Protestanten thäten, sie zu verwerfen — daß die Töchter in ihrem Glauben wankten, zum erstenmal ein Mißtrauen gegen ihn und ihre Eltern, die sie denselben gelehrt, faßten, zum erstenmale den Eltern diese Unterredung nicht mittheilten. Diese bemerkten die innere Entfremdung ihrer Töchter mit Schrecken, drangen in dieselben und sie gestanden endlich Alles. Da zeigte ihnen der alte Calas und zwar in Gegenwart des Pater Bourges, wie von dieser katholischen Verehrung der Maria in der ganzen Schrift, in der ältesten Zeit der christlichen Kirche sich keine Spur finde; wie diese gottesdienstliche Verehrung, diese Anrufung der Maria, dieses Gebet zu ihr nothwendig zur Anbetung führen müsse, der feine Unterschied zwischen dem Beten zur Maria und dem sie Anbeten im Leben, unter dem Volke gar nicht festzuhalten sei und in der That auch gar nicht festgehalten werde; wie in allen eigentlich und völlig katholischen Ländern unwiderleglich Maria, ihre Fürbitte, ihre Macht, überhaupt die Heiligen in den Augen und Herzen des Volks Alles, Jesus aber, seine Fürbitte, seine Macht fast Nichts geworden sei. Welcher grundstürzende Irrthum, welcher furchtbare Widerspruch mit der ganzen heiligen Schrift, mit der ganzen göttlichen Offenbarung! Was hat Maria für uns gethan? Nichts! Was hat Jesus für uns gethan? Alles!

Mit Schrecken erkannten die beiden Töchter die Ge-

fahr, in der sie geschwebt; mit heißen Thränen gelobten sie, nie wieder vor den Eltern etwas zu verbergen. Der Angriff des Pater Bourges war auch hier zurückgeschlagen; auch hier hatte er, wie bei den andern vier Gefangenen, Hülfstruppen gesucht. Dort war es Charnay, an den er sich gewandt; hier war es ein Anderer, den er für geeigneter hielt, das Vertrauen der unglücklichen, liebenswürdigen Familie zu gewinnen, es war der edle, berühmte Pater Bridaine *). Dieser predigte gerade damals in Toulouse. Seit fast vierzig Jahren war er als Missionar und Reiseprediger, als gewaltiger Volksredner durch Frankreich gezogen, und wurde überall zu Fest- und Gastpredigten eingeladen. Durch seine außerordentliche Beredsamkeit, lautere Frömmigkeit und heiligen Ernst, so wie durch die segensreichen Folgen seiner unermüdlichen Wirksamkeit stand kein katholischer Geistlicher der damaligen Zeit in ganz Frankreich bei Hoch und Niedrig in größerem Ansehen als Pater Bridaine. Wie alle Unglücklichen so flößte ihm auch die Familie Calas inniges Mitleid ein; er war geneigt, sie für unschuldig zu halten und wünschte von ganzem Herzen, die Gewißheit davon zu erlangen. Er kam deshalb der Bitte des Pater Bourges, die Gefangenen zu besuchen, mit Freuden entgegen. Gewohnt, in den Herzen zu lesen, war er im voraus sicher, daß er auch hier bald wissen werde, woran er sich zu halten habe. Es war am 1. Januar Nachmittag zu derselben Stunde, in der Charnay die oberen Gefangenen besuchte, als Pater Bridaine endlich Zeit fand, zu den unteren zu gehen.

---

*) Derselbe, der die Befreiung Bruyn's aus dem Gefängnisse, wie wir früher erzählt, bewirkt hatte.

Unsere Gefangenen waren von Tisch aufgestanden. Die Männer plauderten in einem Winkel; die Mutter und die beiden Töchter standen am Fenster. Dieser letzte Strahl der Sonne, den wir in das obere Gefängniß drangen sahen, hatte sie so eben verlassen.

„Schon ist sie wieder fort!" sagte die eine Tochter.

„Sie ist fort!" wiederholte die andere, indem sie der Sonne träumend nachsah.

„Doch nein ..." sprach die erste. „Kein Bedauern! die Nacht ist hier weniger traurig als der Tag. Am Tage scheint mir die Sonne ebenso im Gefängniß zu sein wie ich ..."

„Armes Kind," sagte die Mutter; „ist sie nicht vielmehr glücklich, daß sie gehen kann, wann sie will? Und doch ist sie auch gefangen! Ist ihr Weg ihr nicht vorgezeichnet? Niemals hat sie sich, auch nicht um eine Linie, davon entfernt."

„Aber welch' Gefängniß! Der Weltenraum ... der Himmel ..."

„Sein" Himmel ... Haben wir nicht auch den unsrigen?"

„Wir werden ihn haben!"

„Wir haben ihn schon jetzt, liebes Kind, wenn wir wollen. Wo Gott ist, da ist der Himmel ..."

„Und Gott ist überall, o Mutter!"

„Ueberall ... Und in dem traurigsten Gefängniß, wenn man ihn dort sucht, noch mehr als anderswo ... Ja mein Kind, eine Seele, welche Gott gefunden hat, ist freier als die Sonne!"

„Auch schöner, nicht wahr?"

„Ja, viel schöner, viel köstlicher in den Augen Gottes, als alle die Wunder, mit denen er das Weltall ge-

schmückt hat. Die Sonne wird längst erloschen sein, wenn sie noch leuchten wird ..."

„Weil eine andere Sonne, welche niemals erlischt, sie erleuchten wird."

„Der letzte Strahl der Sonne verschwindet ... Bist Du noch immer traurig, meine Tochter?"

„Ich bin nicht mehr traurig, liebe Mutter ..."

„Du weinst ..."

„Du ja auch ..."

„Still ... Man kommt ... Wer ist's denn?"

„Ach Gott ... noch ein Priester!"

„Noch einer, in der That ..." sagte Bridaine, denn er war's. „Ja mein Fräulein, noch einer ..."

Aber indem er sich ihr näherte, hatte seine offne, freie Miene schon den trüben Eindruck seines Gewandes verscheucht. Lavaysse, der ihn früher hatte predigen hören, erkannte ihn und stellte ihn der Familie vor. Sogleich ging Calas auf ihn zu und sprach:

„Mein Herr, Sie sehen, daß Sie hier nicht unbekannt sind. Sie sind, wir wissen es, schon der Tröster und Freund vieler Unglücklichen gewesen ... Seien Sie auch der unsrige!"

Er streckte ihm die Hand hin. Aber Bridaine schaute ihn unbeweglich an.

„Sie sind ... Jean Calas?"

„Ja."

Bridaine schaute ihn noch immer ernst an.

„Und Sie, Sie sprechen so?"

„Aber warum nicht? ..."

„Er ist unschuldig! ..." rief Bridaine, indem er seine Hand ergriff. „Sie sind's ... Ja ... Sie sind's! Sagen Sie ... ist's nicht so?"

„Schon seit drei Monaten sage ich es.“

„Und sie konnten Ihnen nicht glauben?“

„Sprechen Sie vielmehr: sie wollten nicht!“

„Und sie könnten ... sie könnten ...“

„Vollenden Sie ... mich verdammen, ist's nicht so?“

O mein Herr!“ riefen die jungen Mädchen, indem sie auf den Missionar zueilten: „Sie sehen es, er ist unschuldig! O retten, retten Sie ihn!“

Bridaine ergriff ihre Hand.

„Meine armen Kinder,“ sagte er, „täuschen Sie sich nicht über meine Macht. Ihr Vater ist unschuldig ... Ja ... ich sehe es ... Ich bin davon überzeugt. Ich werde es überall laut aussprechen. Aber schon viele Andere sagen es und ... man hört sie nicht ... Ergeben Sie sich in den unerforschlichen Willen Gottes, beten Sie! ...“

Wenige Augenblicke nachher und er gehörte zur Familie. Er setzte sich neben den Vater, erkundigte sich mit zarter Theilnahme nach ihren Hoffnungen, Befürchtungen, nach ihrer Lebensweise und Behandlung im Gefängniß. Sie waren selbst erstaunt über das Vertrauen, welches er ihnen eingeflößt hatte.

Sie hatten in der That vor Niemand etwas zu verbergen. Sie setzten als Gefangene dieses einfache fromme Familienleben fort, welches sie immer geführt hatten. Wessen Blicke, wessen Fragen hätten sie zu fürchten gehabt? Alles was sie wünschen konnten war grade im Gegentheil: daß man sie recht genau kennen lernen möchte. Bridaine hatte es und jeder Zweifel an ihre Unschuld war ihm verschwunden.

Aber er begann, wider Willen, sich dessen zu erinnern, daß dies nicht der einzige Zweck seines Besuchs

war. Der Mensch war zufrieden gestellt, der Priester war es noch nicht.

Und dennoch — bei diesem rührenden Gemälde ihrer Empfindungen, ihres Familienlebens hatte er sich schon im Stillen gefragt, was der Unterricht, mit dem man sie quälte, eigentlich solle, ob die neuen Glaubenssätze, die man ihnen aufdringen wollte, ihre Ergebung, ihre Frömmigkeit, ihren Glauben in der erhabensten Bedeutung des Wortes wirklich vermehren würden. Würde die Religion einen größeren Platz in ihrem Leben einnehmen? Würden sie Gott mit mehr Inbrunst anrufen? Ihn mehr lieben? Würden sie mit einem Worte Ihm, der allein das Herz ansieht, wohlgefälliger werden? — Auf alle diese Fragen versuchte der Priester mit Ja zu antworten; der Mensch und der Christ sagten: nein!

Aber er ist so mächtig, dieser Priester! Er hat bei allen denen, die den Priesterrock tragen, sich so unbedingt gewöhnt, alle ihre Gedanken und Gefühle, sogar die unmittelbarsten menschlichen Regungen des Herzens zu beherrschen! Unter dieser Kleidung gehört Ihr nicht mehr Euch selbst! Eure Erkenntniß, Euer Herz, Euer ganzes Sein steht im Dienste einer geheimnißvollen Macht, die mehr zu fürchten ist als das Gewissen, die völligeren Gehorsam fordert als Gott selbst.

Er dachte also nach, wie er sich der andern Hälfte seines Auftrags entledigen könne. Er hatte die Erbschaft des Pater Bourges übernommen; er glaubte nicht das Recht zu haben, sie jetzt zurückzuweisen.

„Ich sehe wie fromm Sie sind,“ sagte er seufzend.

„O mein Herr,“ antwortete Calas, „keine Lobeserhebungen unter Christen! ... Gott allein ...

„Ach ich wollte Sie nicht loben ... Ich könnte es nicht einmal ..."

Der Priester war erwacht. „Ich könnte es nicht einmal!" In der That man lobt keine Verdammte; und hat ein Priester das Recht zu denken, daß die Protestanten es nicht sind? Nichts hat die Kirche (die römische) offener und entschiedener ausgesprochen: außer ihr kein Heil! Sie ist ja die allein selig machende!

„Nein," wiederholte er, „ich kann es nicht. Je mehr diese Frömmigkeit mich rührt, um so mehr preßt mir der Gedanke das Herz zusammen, daß sie ... unnütz ... daß sie ... verloren ist ..."

Dieser Kummer kam so spät, daß es schwer war, daran zu glauben.

„Verloren? ..." antwortete Calas. „Gestatten Sie uns, abzuwarten, ob Gott der Herr das auch sagen wird. Verloren! ... ja sie kann es sein: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen!" Christus hat es gesagt."

„Sie gestehen es?"

„So steht's geschrieben ... Aber Sie haben nirgends gelesen, daß man, in dieser Welt, von Diesem oder Jenem mit Bestimmtheit wissen kann, ob er eingehen wird ob nicht. „Die Pforte ist eng," es ist wahr ..."

„Die Pforte" — so sagen Sie selbst.

„Nun?"

„Es giebt nur eine!"

„Ich verstehe ... Es ist Ihre Kirche, ohne Zweifel? Wenn Sie die Pforte sind, so sind Sie jedenfalls nicht jene „enge," denn einer der Hauptgründe, welche uns von Ihrer Kirche fern hält, ist gerade der, zu sehen,

wie eben und breit in ihr der Weg zum Himmel ist. Mit Ihren Absolutionen (Vergebung der Sünden) für Jeden, mit Ihren fortwährend ausgebotenen Ablässen, Ihrem Gebete Hersagen, Ihren Messen für alle, die sie begehren und selbst für die, die sie nicht begehren, weil ja der, der sich um sie während seines Lebens sehr wenig bekümmert hat, noch nach seinem Tode Nutzen aus ihnen ziehen kann *) — mit alle dem, sage ich, haben Sie den Himmel und die Seligkeit so leicht, so wohlfeil gemacht, daß wir in Wahrheit, selbst wenn wir katholisch würden, nicht umhin könnten, uns zu fragen, ob das wohl der Himmel ist, von dem Jesus Christus redet. Wie wenig Mühe kostet es bei Ihnen, fromm zu sein? Wie reizt Ihr Gottesdienst die Sinne, wie nimmt er Aug' und Ohr gefangen! Wie kann man in Ihren Kirchen auf eine so angenehme Weise Gott dienen, indem man dabei die schönste Unterhaltung für die Sinne hat; aber das Herz, das Herz, daß das gebrochen, wiedergeboren werden muß um selig zu werden — wie leicht vergessen das bei Ihnen auch die kirchlich Eifrigsten! „Gott ist Geist," spricht Jesus Christus, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!" — Was haben Sie aus dieser feierlichen Erklärung unseres, Ihres Herrn und Heilandes gemacht?"

„Wir bewahren sie für die auf," antwortete der Missionar, „welche im Stande sind, ihr zu gehorchen. Leider sind es nur Wenige!"

„An wem liegt die Schuld? Ihr Volk ist das, wozu Sie es machen. Wenn es nach Schauspielen verlangt,

*) Je mehr Seelenmessen für einen Verstorbenen, selbst wenn er sie nicht bei Lebzeiten angeordnet hat, gelesen werden, desto eher kommt er nach der Lehre der katholischen Kirche, aus dem Fegefeuer.

so kommt's daher, weil man ihm immer solche dargeboten hat. Haben wir, wir Evangelische, sie etwa nöthig? ... Ich gehe noch weiter. Bringen Sie es in Ihren Kirchen mit all' dem endlosen Pomp dahin, daß in ihnen mehr Sammlung, mehr Andacht herrscht als in den unsrigen? Dieser Pomp wird zum Bedürfniß, aber zu einem Bedürfniß, dessen Befriedigung zuletzt auch kaum noch Vergnügen gewährt; gerade wie Jemand, der sich dem Weine ergeben hat, immer mehr trinken muß und doch viel weniger Genuß davon hat als der, der ihn selten und mäßig trinkt. Wissen Sie, wen die prächtigen Gottesdienste in Rom am tiefsten ergreifen? Die Protestanten! Einer meiner Freunde erzählte mir, wie er in der Peterskirche *) geweint habe ... und Katholiken, die es bemerkten, haben über seine Thränen gelacht! Gewiß nicht Alle, ich weiß es; aber sicher ist, daß er nach der ganzen Haltung der Menge zu schließen, der einzige wirklich und tief Bewegte war. Niemals, niemals, mein Herr, werden Sie in Ihren herrlichen Domen etwas Aehnliches haben wie wir in unsern Versammlungen der Wüste. Ihr Gottesdienst hat schöne Augenblicke, z. B. die Emporhebung der Hostie; **) gleichwohl haben diese endlosen Knieebeugungen in der Regel etwas sehr Maschinenmäßiges. Doch Stunden tiefer, schweigender, inbrünstiger Andacht — kaum findet man sie noch in Ihren Klöstern. Aber wir, wir können Ihnen einen solchen Anblick unter freiem Himmel, in Versammlungen von mehreren Tausenden zeigen. Was reden

*) In Rom, die größte und prächtigste Kirche der Welt.

**) Die, wie die Katholiken wähnen, der Priester in den Leib Christi verwandelt habe; bei der Emporhebung derselben nach „der Wandlung" fällt daher die ganze Versammlung auf die Kniee.

Sie uns von Ihren Gesängen, von Ihrer herrlichen Musik! Alles was die Musik an wahrhaft religiösen Empfindungen hervorbringen kann, haben wir in unsern schlichten Psalmen, in unsern köstlichen Kirchenliedern. Unser Volk denkt gar nicht daran, ein Mehreres zu begehren. Selbst hier, zwischen diesen Mauern, wenn wir alle die Empfindungen, alle die Erinnerungen dieses Gottesdienstes, der uns so theuer ist, auf einmal in uns erwecken wollen... doch hören Sie!"

Der glücklichste der Zufälle kam plötzlich seinen Worten zu Hülfe. Die Gefangenen des oberen Stockes stimmten gerade in diesem Augenblick ihren Lobgesang an. Und während Bridaine auf's höchste überrascht mit nach oben gewendetem Blicke diesen ernsten Tönen lauschte, antwortete die Familie Calas, wie wir früher erzählt, ihren unsichtbaren Genossen.

Sie hatten schon geendet, als Bridaine noch immer lauschte.

„Nun?..." sprach Calas.

„Nun?..." antwortete der Missionar.

„Thränen in Ihren Augen?"

„Sie haben mir so eben gestanden, daß einer der Ihrigen solche in Rom vergossen..."

„Und welche werden, vor Gott, die köstlichsten sein?"

„Ich weiß es nicht..."

„O Sie wissen es! die, welche am meisten aus dem Herzen gekommen sind. Mein Freund hatte sich nachher ein wenig geschämt, von diesen päpstlichen Nichtigkeiten sich so haben ergreifen zu lassen; werden Sie, Sie sich schämen, durch unsere Psalme so tief ergriffen worden zu sein?

Bridaine lächelte und senkte den Kopf.

„Die Umstände,“ sagte er, „haben mich vielleicht noch tiefer bewegt als der Gesang. Dieses Gefängniß ... dieses fromme Zwiegespräch durch das Gewölbe hindurch ... dieser Friede ...“

„Ich beschwöre Sie,“ rief Calas, „suchen Sie keine Erklärungen ... Lassen Sie uns glauben, daß Sie uns verstanden haben ... daß Ihr Herz in den Gesang der unsrigen mitstimmt. Und wenn Sie von der Kälte unseres Gottesdienstes sprechen hören, antworten Sie ... doch es kommt mir nicht zu, Ihnen zu sagen, was Sie antworten sollen. Antworten Sie, was Ihr Herz Ihnen sagen wird ... denn Ihr Herz ist es, auf das wir uns verlassen. Sagen Sie, daß Sie uns zu Katholiken haben machen wollen, und daß wir, wir arme Gefangene, Sie gemacht haben zum ...“

Bridaine wollte ihn heftig unterbrechen.

„Entsetzen Sie sich nicht,“ fuhr Calas fort. „Sie meinten, ich wollte sagen: zum Protestanten? ... Nein! Wir haben Sie nicht zum Protestanten gemacht ... nicht mehr, als Sie uns zu Katholiken gemacht haben. Wir haben Sie nur genöthigt, ein Christ zu bleiben, das ist Alles! ... Ist's nicht so?

„Meine Pflicht ...“

„Welche? Die des Christen oder die des Priesters? ... Ihre Pflicht als Priester ist, uns Ihre Lehren zu predigen und, wenn wir sie zurückweisen, uns für verdammt zu erklären; Ihre Pflicht als Christ ist, uns zu trösten ... ist, mit uns zu beten ... ist, zu uns von Gott zu reden ... ist — Aber Sie wissen es besser als ich es sagen könnte ... Wählen Sie!

„Ja! ich habe gewählt!“ rief Bridaine. „Ich habe gewählt! Ja! ich will beten mit Euch! Ihr sollt

an mir einen Tröster, einen Freund haben! Nichts mehr und nichts weniger ... Laßt uns beten, meine Freunde ... laßt uns beten!“

Er warf sich auf die Kniee. Alle folgten ihm.

„Herr unser Gott, Du unser Heiland,“ sprach er, „Dein Thun ist wunderbar! Diejenigen, welche nicht mit einander Dich anrufen dürfen, bis der Tod die Schranken, die sie trennen, niedergerissen hat — Du hast ihre Herzen schon hienieden in derselben Liebe zu Dir vereinigen wollen. Habe ich Unrecht gethan, mein Gott? Habe ich meine Gelübde gebrochen? Nein! ... Ich habe nicht geschworen, sie zu hassen. Meine Gelübde verpflichten mich, ihnen zu sagen, daß sie im Irrthum sind, daß sie Dir nicht dienen wie Du willst, daß man Dir dienen soll ... Aber sie lieben Dich, Herr! ... Sie lieben dich ... wie ich möchte, daß ich dich liebte! ... Verschieden ist unser Glaube, aber eins ist unsere Liebe zu Dir ... Ich will für sie bitten, Herr, wie sie für mich bitten werden. Stärke, stütze Du sie! Zerbrich den Arm der Ungerechtigkeit! Aber laß weder der Menschen Unrecht noch den bittern Tod noch irgend etwas in der Welt ihr Vertrauen auf Deine heilige Liebe erschüttern! Gieb, daß sie leben, daß sie leiden, daß sie sterben als Deine Kinder, als die Erlösten Deines Sohnes! das walte Du. Amen! Amen!“

Eine heilige Stille folgte diesen Worten. Schweigend beteten alle weiter, im Innersten ergriffen über diesen Zusammenklang ihrer Herzen. Sie konnten nicht enden. Niemals, schien es ihnen, war ihr Gebet wohlgefälliger und heiliger zu Gott emporgestiegen.

Endlich erhob sich Bridaine. Alles was er so eben vor Gott ausgesprochen — er wiederholte es ihnen in

dieser einfachen, edlen Sprache, deren Geheimniß so Wenige kennen. Und als vom Gewölbe herunter jener letzte Gesang der oberen Gefangenen ertönte, sprach er noch immer zu ihnen von dem seligen Glück, Jesum zu lieben, und von der Freude, Ihm das Kreuz nachzutragen.

Es sollte schwer sein, dieses Kreuz unserer armen Gefangenen! Es übrigt uns noch, ihnen auf den Gipfel ihres Golgatha zu folgen. Ihr Blut wird diese Seiten röthen; wohl uns, wenn ihr Geist uns aus den Worten derselben entgegenweht!

---

Am 19. Februar 1762 zwei Uhr Nachmittags fuhr ein von Soldaten umgebener Wagen langsam durch das zusammengeströmte Volk nach der Kirche Saint-Etienne. Auf diesem Wagen saßen an der Seite von vier Priestern Rochette und die Brüder Grenier.

Das am Abend vorher gefällte Urtheil war ihnen am Morgen verkündigt worden. Es lautete dahin, daß der Geistliche gehängt, die andern als Edelleute enthauptet werden sollten. Das Parlament*) hatte, da seit einiger Zeit befohlen war, die protestantischen Geistlichen nicht mehr zu rädern, die Strafe Rochette's dahin verschärft, daß er vor dem Portal der Hauptkirche mit einer zwei Pfund schweren gelben Wachskerze in der Hand auf den Knieen Kirchenbuße thun sollte und Gott, den König und das Gericht um Vergebung bitten für seine Verbrechen und Missethaten. Sodann lautete das Urtheil weiter, daß er barhaupt mit nackten Füßen im Armensünderhemde, einen Strick um den Hals, auf der

---

*) So hießen damals, wie schon erwähnt, alle höheren Gerichtshöfe in Frankreich.

Brust und dem Rücken die Worte geschrieben: „Diener der sogenannten reformirten Religion", zur Richtstätte geführt werden sollte.

Unter allen seinen Leiden schien ihm dieses: in einem solchen Anzuge zum Tode gehen zu müssen, das grausamste. Er hatte vor Unwillen darüber geweint. Man möge ihn tödten, gut! aber man möge ihm, wenn man ihn tödte, wenigstens im Angesicht der Menge seine Würde als Mann und als Geistlicher lassen!

Und gleichwohl: diese Schmach, diese Kirchenbuße, dieser Galgen — es kam nur auf ihn an, alle dem zu entgehen. Er brauchte bloß seinen Glauben abzuschwören und — er war frei! Seinen Glauben abschwören? . . . nein, nicht einmal das war nöthig! Er brauchte nur die Neigung, ihn abzuschwören, blicken zu lassen, brauchte nur davon als von einer möglichen Sache zu sprechen — und sein Leben war gesichert.

Seit vier Monaten hatte man ihn mit diesem Anerbieten verfolgt; seit dem Todesurtheil erneuerte man es mit verdoppelter Hartnäckigkeit. Der Pfarrer, der beauftragt war, ihn dazu zu ermahnen, hatte noch beim Ausgang aus dem Gefängniß mit Thränen im Auge und gerungenen Händen zum letzten Male ihn beschworen, doch diesen Ausweg nicht zurückzuweisen.

Rochette hatte ihm herzlich für die Theilnahme gedankt, die er an seinem Schicksal zu nehmen schiene, aber ihn dann gebeten, von diesen vergeblichen Versuchen abzulassen. Sein Ton und seine Miene sagten deutlich genug, daß es nicht einmal gelingen werde, ihm daraus eine Versuchung zu machen, die er erst nöthig hätte zu besiegen. Die Schließer, die Soldaten konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. Als Rochette einen Sol-

daten bemerkte, der in lautes Weinen ausbrach, sprach er zu ihm: „Du bist bereit für den König zu sterben; warum beklagst du mich, der ich sterbe für meinen Gott?" Der ihn begleitende Priester war wie vernichtet. Kaum hatte er den Wagen bestiegen, so wurde er ohnmächtig; ein Vikar mußte seinen Platz einnehmen.

Dieser Vikar war einer von den Priestern, deren es noch so viele giebt, die sich für sehr eifrig halten, weil sie hart sind, für fromm, weil ihrer Kirche blind ergeben, für heilig, weil sie sich unter furchtbaren Kämpfen gegen die Leidenschaften der Jugend zu verschließen suchen. Seine bleichen, hohlen Wangen, seine tief eingefallenen Augen bildeten einen auffallenden Gegensatz mit dem ruhigen und edlen Angesichte dessen, der zum Tode gehen sollte. Auch Rochette war blaß, aber es war diese reine, klare Blässe, welche von Ergebung und nicht vom Kampf, von der Herrschaft des Geistes und nicht von den stürmischen Anfechtungen des Fleisches zeugt. Seine edle Würde hatte sogar den Hohn jenes scheuslichen Anzuges, welchen der Henker seinem abgemagerten Körper übergeworfen, siegreich zurückgedrängt. Das Hemde, der Strick, die Schrift — Alles war vergessen. Man schaute nur auf sein Antlitz, das je mehr und mehr von der Glorie des Märtyrers wiederleuchtete.

Eine einzige Sache störte von Zeit zu Zeit den Frieden desselben; dies war die widerwärtige Zudringlichkeit des Priesters. Mit seinen Gründen zu Ende, wollte er ihn durchaus ein Crucifix küssen lassen. Unaufhörlich hielt er es ihm unter die Augen, vor die Lippen; er nöthigte ihn, das Gesicht abzuwenden, es selbst mit der Hand zurück zu stoßen. „In des heiligen Gottes Namen," rief der Verurtheilte, „lassen Sie mich in Frieden sterben!

... Christus ist hier ... in meinem Herzen ... Sie wissen es ... Sie hören mich ihn anrufen ... Wozu bedarf ich dieses Bildniß? ..." „„Küßt es ..."" wiederholte der Priester. „„Ich fordere Euch nicht auf, es anzubeten. Küßt es nur! ..."" „Aber das gerade thun die, die es anbeten ... Die Menge würde glauben, daß ich meinen Glauben verleugne ..." „„Wollt Ihr der Menge lieber damit Aergerniß geben, daß sie denken, Ihr verleugnetet Christum, wolltet nichts von ihm wissen? ..."" „Sie allein zwingen mich, den Schein auf mich zu laden, als ob ich ihn verleugnete; Sie, der Sie nach meinem Tode wollen sagen können, daß ich ihn verleugnet habe, daß die Protestanten ihn verleugnen, nicht an ihn glauben ..." Und indem er sich an die Menge wendete, rief er: „Meine Freunde ... meine Freunde ... Ihr wißt es, nicht wahr? ... Nein, ich verleugne ihn nicht! Christus, er ist mein Herr, er ist mein Gott! ... Für Ihn habe ich gelebt, für Ihn sterbe ich jetzt! ... Nicht Er ist, nein, nein ... nicht Er ist es, den ich zurückstoße! ..." Und der Andere beharrte nichts desto weniger darauf, hielt ihm immer wieder das Crucifix unter die Augen, vor die Lippen!

Dieselben empörenden Zudringlichkeiten hatten anfangs die drei Brüder zu erdulden gehabt; aber sie hatten mit älteren, ruhigeren und außerdem durch einen stundenlangen Kampf erschöpften Priestern zu thun. *) Sie konnten also mit einander sprechen, sich ermuthigen; sie kamen selbst, so viel es möglich war, ihrem Freunde zu Hülfe.

---

*) Diese hatten noch in den letzten Stunden im Gefängniß Alles aufgeboten, um jene zum Katholicismus zu bekehren. Der Vikar war, wie man sich erinnern wird, erst unterwegs an die Stelle des vierten krank gewordenen Priesters getreten.

Der Jüngste hatte schon versucht, um nur Rochette zu befreien, eine Unterhaltung mit dem Vikar anzuknüpfen. Was verschlug es ihm, den bittern Eifer dieses Menschen auf sich zu ziehen, wenn sein Pastor nur ruhiger auf das Blutgerüst gelangen und bis an's Ende die Ehre ihres gemeinschaftlichen Glaubens aufrecht erhalten konnte? Der Andere hatte jedoch seine Beute nicht fahren lassen; aber Rochette ahnte die großmüthige Absicht seines jungen Freundes. Er lohnte ihn mit einem Lächeln und mit einem gen Himmel gerichteten Blick. „Geduld," sagte dieser Blick. „Noch einige Augenblicke, und ihre Angriffe erreichen uns nicht mehr!"

Aber diese Augenblicke konnten grausame sein.

Man kam vor der Hauptkirche an. Der Wagen hielt in einem leeren Raum, den eine dreifache Reihe von Soldaten umgab. Das Auge verlor sich in das Innere der Kirche, das dunkel wie ein Grab, einsam wie eine Wüste ihnen entgegengähnte. Am Portal: schwarze Tücher; im Hintergrunde: einige Kerzen. Ein hohes weißes Kreuz, mit schwarz angestrichenen Thränen bedeckt, näherte und erhob sich langsam, ohne daß man den gewahr werden konnte, der es trug.

Rochette glaubte, man wolle ihn in die Kirche führen; er erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde. Als ihn jedoch zwei Soldaten ergreifen wollten, stieg er vom Wagen und ging auf das Portal zu.

„Auf die Kniee, mein Herr!" sagte der Gerichtsschreiber.

„Auf die Kniee, es sei! ... aber vor Gott ... Nicht vor diesem Kreuz ... nicht vor diesem Altar, der dort hinten steht ... nicht vor der Hostie, die auf dem Altare ist! ..."

Und er kniete auf das Pflaster nieder.

Das große weiße Kreuz kam immer näher, aber immer langsamer; es schien sich vor dem Lichte draußen zu fürchten. Mit ihm nahte ein rauher düsterer Trauergesang. Das Todtenglöckchen im Thurm fing an zu läuten; diese eigenthümlich schaurig bebenden Töne machten unwillkührlich auch die festesten Herzen erbeben. Das dumpfe Schweigen im Innern der Kirche verbreitete sich nach außen. Menschen, Pferde — alles, was Leben hatte, stand wie gelähmt, wie von demselben Entsetzen beschlichen!

„Was will man denn von mir? . . . sprach endlich der Prediger, denn auch er fühlte sein Herz unter der dunklen Macht des Schreckens erstarren, und er eilte, diese Macht von sich zu schütteln.

„Hört!“ sagte der Gerichtsschreiber.

Das große Kreuz hielt im Portal stille. Der Gesang schwieg.

„Sie werden mir nachsprechen, begann der Gerichtsschreiber wieder.

„Was?“

„Was ich lesen werde.“

„Wir wollen sehen. Lesen Sie!“

Der Gerichtsschreiber las:

„Ich, Franz Rochette, bitte hier Gott, den König und das Gericht um Vergebung, daß ich wissentlicher und aufrührerischer Weise den Gesetzen und Verordnungen . . .“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn der Prediger, „es ist unnütz, fortzufahren . . . Man wird mich nie dahin bringen, das zu wiederholen.“

„Wiederholt! . . .“ sagte der Vikar mit harter Stimme.

„Wiederholen Sie! ... sagte milder ein anderer Priester. Es ist das nur eine leere Form ..."

„Ich kenne keine leeren Formen, wenn es sich um mein Gewissen handelt."

Er wollte aufstehen; aber man hielt ihn gewaltsam auf den Knieen nieder. Es war ein erschütternder Anblick zu sehen, wie dieser Mann gezwungen wurde, noch um seine Seele mit denen zu kämpfen, die Herren seines Leibes waren.

Der Gerichtsschreiber wußte nicht, was er thun sollte.

„Wohlan! ich fange noch einmal an, sagte er: „Ich, Franz ..."

„Es ist unnütz!"

„Wiederholt!" schrie der Vikar.

Rochette faltete die Hände und senkte den Kopf. Man glaubte er wolle gehorchen.

Aber plötzlich sprach er mit einer festen und klaren Stimme, die man funfzig Schritt weit verstand:

„Ich bitte Gott um Vergebung ... für meine Sünden! Den König habe ich für nichts um Vergebung zu bitten. Ich habe ihn immer geehrt als den Gesalbten des Herrn. Ich habe Unterwerfung, Geduld gepredigt. Ich habe mit dem Apostel gesprochen: Fürchtet Gott, ehret den König!. Wenn ich ihm ungehorsam gewesen bin in Bezug auf mein Amt, so geschah es, weil Gott selbst und mein Gewissen mir diesen Ungehorsam befahlen. Das Gericht endlich habe ich nicht beleidigt. Ich vergebe meinen Richtern ... Möge Gott ihnen auch vergeben! ..."

„Recht! ... Recht so! ..." riefen die drei Brüder. „Alles was er gesagt hat — wir sagen es gleichfalls!

Man hatte ihn endigen lassen; man ließ ihn sich erheben.

„Haltet ihn zurück! ...“ rief der Gerichtsschreiber.

Aber er war schon wieder auf den Wagen gestiegen und schnell über die Bank steigend, auf der er die zudringlichen Belästigungen des Vikars hatte erdulden müssen, hatte er sich zwischen seine drei Freunde gesetzt. Die überraschten Priester hatten ihm Platz gemacht. Der Vikar verlangte, man solle ihn zwingen, sich wieder neben ihn zu setzen; aber der Befehlshaber der begleitenden Truppen, den jene Kämpfe empört hatten, befahl, ohne auf ihn zu hören, den Aufbruch. Der Wagen rollte weiter. Die Verurtheilten gehörten jetzt dem Henker.

---

Das Parlament hatte es für gut befunden, einen großen Ueberfluß von Vorsichtsmaaßregeln zu entfalten. Man gab sich den Schein, als fürchte man, die Protestanten würden ihre Glaubensgenossen mit Gewalt zu befreien suchen. So gedachte man dem angeblichen Verbrechen der drei Brüder, die ja deswegen verurtheilt waren, weil sie sollten ihren Freund Rochette den Händen der Gerechtigkeit haben entreißen wollen — man gedachte dieser völlig grundlosen Beschuldigung auf jene Weise einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Man hatte deshalb anstatt des großen Platzes Saint-Georges — dem gewöhnlichen für die Hinrichtungen — den Petit-Salin gewählt, welcher weniger geräumig, weniger zugänglich mit Soldaten bedeckt werden konnte. Ein ganzes Regiment war schon seit Vormittag dort aufgestellt. Gensdarmen zu Pferde durchritten die anstoßenden Straßen.

Es hatte zwei Uhr geschlagen. Die Menge wurde immer dichter, das Gemurmel immer fieberhafter.

In einer der Straßen, die auf den Platz führten,

bahnte sich ein Priester mit großer Mühe einen Weg durch das dicht gedrängte Volk und die Soldaten. Die Einen wollten ihn nicht durchlassen, Andere, als sie ihn erkannt, beeiferten sich, ihm einen Durchgang zu öffnen.

„Das ist der Pater Bridaine, glaube ich! ...“ sagte eine Frau. „Was will Der hier?“

„Er will zuschauen.“

„Wie! ein Priester? ...“

„Ei, man hängt ja einen Prediger!“

„Er scheint etwas zu suchen ... Dort klopft er an die Thür eines Hauses ... Wie! bei den Fortoul's? ... bei den Protestanten? ... Was will er denn da? ... Man hat ihm geöffnet ...“

Er war es wirklich. Er hatte an demselben Morgen ein kurzes Schreiben folgenden Inhalts bekommen:

„Man ist so frei, dem Pater Bridaine ein Fenster für heute Nachmittag im Hause der Familie Fortoul, nahe am Platze Petit-Salin anzubieten.

„Man bittet um Verschwiegenheit, sonst würden diese Zeilen Verräther werden!“

Bridaine wußte, daß Rabaut in Toulouse sei. Beide Männer hatten sich schon früher öfters getroffen, und waren trotz ihrer so verschiedenen kirchlichen Ansichten von inniger gegenseitiger Hochachtung durchdrungen.

„Dies Schreiben ist ohne Zweifel von Rabaut!“ sagte er sich.

Sollte er gehen? — Er entschied sich dafür. Weil er als Priester die Verantwortlichkeit für die Grausamkeit seiner Kirche mit zu tragen hatte, so wollte er, der Einladung folgend, sich wenigstens dazu verurtheilen, diejenigen zu bewundern, die sie in den Tod schickte.

Er war also eingetreten. Man führte ihn eine Treppe hoch. Dort fühlte er sich in dem Halbdunkel eines Ganges an der Hand ergriffen. Eine Thür öffnete sich und er erkannte den, der ihn hielt: es war Rabaut!

„Ich wußte es!“ sagte Bridaine.

Aber Rabaut führte ihn, ohne zu antworten, gegen ein Fenster, das ein durchsichtiger Vorhang bedeckte. Das Geräusch des Platzes drang nur schwach hieher und verstummte immer mehr.

Man hörte einen Wagen rollen.

„Kommen Sie,“ sagte der Prediger „und sehen Sie! . . .“

Der Wagen hielt stille. Rochette stieg herunter.

Rabaut kniete nieder. Seine auf das Fenster gestützten Hände zitterten. Thränen flossen über seine Wange. Sein Blick war unbeweglich auf den Platz gerichtet. Seine Lippen murmelten abgebrochene Worte: die letzten Gebete für den Freund, die letzten Huldigungen für den Blutzeugen.

---

Rochette hatte, von den Zudringlichkeiten des Vikars erlöst, bei seinen drei Begleitern in Frieden das Amt, welches er jetzt mit seinem Blute besiegeln sollte, bis zuletzt ausgeübt. Von der Kirche bis zum Fuße des Galgens hatte er nicht aufgehört, sie zu ermahnen, zu trösten. Ohne dieses abscheuliche Armensünderhemde hätte man sich fragen können, ob er denn auch ein zum Tode Verurtheilter sei; und wenn er nur dort gewesen wäre, um die Andern zu trösten, so würde man schon seine Beredsamkeit und seine Fassung haben bewundern müssen.

„Wir nahen," sagte er. „Noch einige Schritt ... noch einige Augenblicke ... und alles ist vorbei! ... Der Muth wird euch nicht fehlen, ich weiß es wohl ... Ja ... Aber welches ist die Quelle dieses Muthes? Seht euch wohl vor! ... es handelt sich nicht darum, als Edelleute sondern als Christen zu sterben ...

Und als man auf den Platz ankam.

„Nun sind wir da!" wiederholte er. „Eine unermeßliche Menge! ... theuren Freunde! o nichts für unsern Ruhm — nichts für die Menge ... Alles für Gott! ..."

„Ja ... Alles für Ihn allein! ..." antworteten sie.

„Man hält an! ... Keinen Abschied! Nein ... auf Wiedersehn! ... auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn!" riefen die Brüder.

„Auf Wiedersehn! ..." sprach er noch einmal, als er sich vom Wagen entfernte, und dies Mal hörte man seine Stimme bis zu dem Hause hin, wo Rabaut auf den Knieen lag, ihn sterben zu sehen. Da kniete auch Bridaine nieder. Sein Haupt sank auf seine Hände. Er wollte nichts mehr sehn, er hoffte, nichts mehr zu hören.

Aber in demselben Augenblick stimmte Rochette sein Sterbelied an, jenes Lied, das schon auf so vielen, für dieselbe Sache mit kühnem Todesmuthe bestiegenen Blutgerüsten erschollen war, Psalm 118, 24—25:

Dies ist der schönste aller Tage,
Den Gott uns schenkt, weil er uns liebt,
Daß Jeder nun der Furcht entsage,
Sich freue, weil Gott Freude giebt.
Schenk heut, Erbarmer, Heil und Segen,
Es ist dein Tag der Herrlichkeit!
Gieb, daß wir All' erfahren mögen,
Wie hoch, Herr, deine Gnad' erfreut!

Und die drei Brüder stimmten ein:

Der Herr ist meine Hülf' und Stärke,
Mein Psalm singt seine Treu' und Macht:
Mein Heiland hat durch große Werke
Sieg und Erlösung uns gebracht.
Nun jauchzen meines Gottes Knechte,
Daß ihre Hütt' davon ertönt;
Gelobt sei unsers Gottes Rechte,
Die uns mit Sieg und Frieden krönt!

Die Rechte Gottes ist erhöhet,
Die Rechte unsers Gottes siegt;
Der Fromme, der nun sicher stehet,
Frohlocket, daß der Feind erliegt.
Ich sterbe nicht, ich werde leben
Durch den, der mich erlöset hat;
Ich will die Werke froh erheben,
Die der Erbarmer für mich that.

Gott züchtigt mich nicht zum Verderben,
Er überläßt mich nicht dem Tod;
Er will, ich solle noch nicht sterben,
Drum rettet er aus aller Noth.
Er öffnet mir — ich will ihn loben —
Die Thore der Gerechtigkeit;
Da, wo mein Heiland wird erhoben,
Anbet' ich ihn, der mich befreit.

Dies sind die Thore zu dem Throne
Der allerhöchsten Majestät,
Wodurch beim frohen Jubeltone
Zu seinem Gott der Fromme geht.
Da will ich vor dir niederfallen,
Du hörtest mich in meiner Noth;
Dir soll mein frohes Lob erschallen,
Du giebst mir Leben aus dem Tod.

Aber schon hörte man bei diesen letzten Worten nur noch drei Stimmen... Rochette war hinüber in die ewige Heimath!

„Todt!...“ sprach Rabaut.

„Todt!...“ murmelte Bridaine, ohne den Kopf emporzuheben. Er lag noch immer auf den Knieen.

Man vernahm einen Schlag mit dem Beil. Ein Kopf war gefallen.

„Todt! ...“ sprach Rabaut.

Es war der Aelteste der Brüder.

Ein zweiter Schlag ...

„Todt! ...“ wiederholte er.

Es war der Zweite.

Der dritte Schlag blieb aus. Man hörte etwas, als ob der Verurtheilte mit dem Henker sprach.

„Sie haben Ihre Brüder sterben sehen,“ hatte dieser gesagt. „Machen Sie es nicht wie sie ... Treten Sie über! ...“

„Nimmermehr!“

„Ein Wort, ein einziges Wort! ... Und Sie leben! ...“

„Nimmermehr!“

„Treten Sie über! ... Treten Sie über! ...“ wiederholten mit lautem Weinen Priester, Häscher, Commissare des Parlaments, Officiere, Soldaten, Alles, was das Schaffot umgab, Alles, was den Platz bedeckte. Ein unermeßliches Mitleid hatte Alle ergriffen, überwältigt, brach stürmisch aus tausend Herzen hervor. Alle die Bewunderung, alle die Thränen, welche die drei ersten Hingerichteten hervorgerufen hatten, wandten sich vereinigt wie ein köstliches Erbtheil dem jüngsten Bruder zu.

Aber er war schon niedergekniet und, das Haupt auf dem Blocke, erwartete er den Todesstreich.

Noch einmal beugte sich der Henker zu ihm nieder.

„Im Namen des allmächtigen Gottes, treten Sie über! ...“

„Thue Deine Pflicht!“ antwortete der Dulder.

Ein letzter Schlag wurde gehört.

„Todt! ...“ sprach Rabaut.

„Todt!..." wiederholte der Missionar; und indem er sich an den Prediger wandte, sprach er:

„Sind Sie nun zufrieden?... Habe ich genug gelitten?... Oder wünschen Sie noch etwas von mir?...

„Ja!" antwortete Rabaut; ich habe noch eine Sache von Ihnen zu wünschen."

„Welche?"

„Sie haben die Strafen gesehen... Ich will Ihnen zeigen, wozu sie dienen!"

„Zeigen Sie es mir!"

„Wo werden Sie am 20. des nächsten Monats sein?"

„In Nimes." *)

„In Nimes, es sei! Auf Wiedersehn!"

Bei diesem Wort, das sie an Rochette erinnerte, warfen sie einen langen Blick auf den nah aufgehängten Leichnam dessen, welcher mit diesem Worte seinen Genossen im Märtyrerthum Lebewohl gesagt hatte.

---

Aber das huguenottische**) Blut sollte noch nicht aufhören zu fließen. Vor jenem Tag des Wiedersehens in Nimes wohnte ganz Toulouse noch einem andern Todesschauspiel bei, das alles Entsetzen der Nachwelt für sich allein in Anspruch genommen hat. Das Schicksal des Calas hat das von Rochette vergessen lassen. „Nichts für die Menge... Alles für Gott!" hatte der Letztere zu den drei Brüdern gesagt; und ihre Namen

*) Gleichfalls eine Stadt im südlichen Frankreich, nicht weit von den Cevennen.

**) Beiname der französischen Protestanten.

waren in der That bald nur noch Gott bekannt. Es ist uns eine heilige Pflicht gewesen, sie durch dieses Buch in das Gedächtniß der Menschen zurückzurufen. Wir werden dadurch nichts ihrem ewigen Glücke hinzufügen, wir wissen es wohl. Sie bedürfen unserer nicht, sondern wir bedürfen ihrer, bedürfen dessen, daß wir Auge und Herz richten auf alles das, was sie für das Evangelium erduldet haben. Giebt es für uns Evangelische keine Blutgerüste mehr, so erwarten doch den, der zu glauben und seinen Glauben zu bekennen wagt, andere und oft nicht weniger gefährliche Kämpfe.

Sie waren todt. Welche Folgen sollte ihr Tod für die Familie Calas haben? Die Freisprechung! sagten die Einen; die Verurtheilung! die Andern.

Diese Letzteren hatten Recht. Die eigentliche, die alleinige Schuld aller Angeklagten bestand darin, Protestanten zu sein. Hatte man die Ersten verurtheilt, so durfte man die Andern nicht freisprechen, ohne sich selbst der Ungerechtigkeit zu zeihen. Durch das erste Urtheil hatte man sich selbst verurtheilt, ungerecht und grausam zu bleiben bis an's Ende!

Am 7. März wurde Rabaut's Schrift: „Widerlegte Verleumdung“ öffentlich vor dem Justizpalast zu Toulouse von Henkers Hand verbrannt. Das war die einzige Antwort, welche der Fanatismus zu geben wußte auf die gerade durch edle Einfachheit und Würde, durch maßvolle Besonnenheit um so schlagendere Beweisführung dieser Schrift von der Unschuld des Calas.

In demselben Augenblicke wurde Calas zum letzten Verhör über den Platz nach dem Gerichtssaal geführt. Das lange Gefängniß hatte seine Kraft erschöpft. Jede

Woche war er um ein Jahr älter geworden. Tiefe Furchen durchzogen sein Angesicht, sein Haar war völlig gebleicht. Plötzlich erblickte er den von einer dichten Menge umgebenen brennenden Scheiterhaufen. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: dieser Scheiterhaufen ist für dich errichtet, für dich angezündet! Er irrte sich, aber der jähe Schreck hatte ihn zerschmettert. Völlig verwirrt trat er in den Gerichtssaal. Zum ersten Mal hatte ihn jene wunderbare Fassung, die bis dahin seine entschiedensten Gegner außer Fassung gebracht, verlassen; er konnte den Faden seiner Gedanken nicht wiederfinden, er widersprach sich; man vermehrte seine Verwirrung, indem man ihn triumphirend auf jene Widersprüche hinwies; und so schnell als möglich, als ob man fürchte, er möchte seine frühere Klarheit und ruhige Festigkeit wiedergewinnen, schloß man das Verhör und schickte ihn in's Gefängniß zurück. Calas fühlte, daß er sein Todesurtheil unterzeichnet hatte.

Gleichwohl zögerte die Mehrzahl der Richter noch, es auszusprechen. Von den dreizehn Mitgliedern des Criminal-Gerichtshofes waren erst vier bis fünf entschieden dafür, aber diese waren auch um so entschiedener, um so hartnäckiger. Nach langen Verhandlungen zogen sie noch zwei andere zu sich herüber und am folgenden Morgen noch den dritten, den entscheidenden: Herrn von Bojol, den ältesten der Räthe, einen gutmüthigen aber schwachen Mann. Man hatte ihn inzwischen bearbeitet, zu gewinnen gewußt... Und dann, wer weiß? Es war vielleicht die Stunde seines Mittagessens und man mußte doch endlich einmal mit der Sache zu Ende kommen. Acht Stimmen waren nothwendig, damit das Todesurtheil gesetzliche Kraft erhielt. Man hatte sie jetzt.

Am dritten Tage darauf wurde es früh am Morgen Calas im Gefängniß feierlich vorgelesen. Es ist uns, wie alle Akten dieses ewig denkwürdigen Processes, aufbehalten. Wir theilen den Inhalt wörtlich mit:

„Der Criminal-Gerichtshof von Toulouse hat den Jean Calas, der des Mordes an seinem ältesten Sohn Marc-Anton Calas angeklagt und überwiesen ist, verurtheilt, den Händen des Vollstreckers der Gerechtigkeit überliefert zu werden. Dieser wird ihn barhäuptig und barfüßig im Armensünderhemde auf einem Wagen nach dem Hauptportal der Kirche von Saint-Etienne führen, wo obengenannter Jean Calas knieend, in den Händen eine brennende zwei Pfund schwere gelbe Wachskerze haltend, Kirchenbuße thun und Gott, den König und das Gericht um Vergebung für seine Verbrechen und Missethaten bitten wird; dies geschehen, wird man ihn auf besagtem Wagen nach dem Platz Saint-Georges führen, wo der Nachrichter ihm Arme und Beine, Schenkel und Lenden zerschlagen und zerbrechen wird und ihn dann auf ein neben dem Schaffot befindliches Rad flechten, das Gesicht zum Himmel gekehrt, um daselbst zur Strafe und Buße seiner besagten Verbrechen und Missethaten zu leben und allen Gottlosen als Exempel zu dienen und Schrecken einzuflößen — so lange als es Gott gefallen wird, ihm das Leben zu lassen. Darauf wird sein todter Leichnam in einen brennenden, zu dem Ende auf obgemeldetem Platz errichteten Scheiterhaufen geworfen und seine Asche in alle Winde verstreut werden. Vorher aber wird besagter Jean Calas die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter erdulden, um ihn zum Geständniß seines Verbrechens, seiner Mitschuldigen und der näheren Umstände desselben zu bringen. Außerdem

wird er noch zu 100 Sous *) Strafentrichtung an den König verurtheilt ..."

Dies war offenbar der Miethzins für das Rad!

Die Richter hatten gleichwohl in ihrer Milde hinzugefügt, daß der Verurtheilte, statt auf dem Rade zu bleiben „so lange es Gott gefiele, ihm das Leben zu lassen," nach Verlauf von zwei Stunden erdrosselt werden sollte.

Die im Urtheil erwähnte besondere Art der Folter wurde nach damaliger Sitte dicht vor der Hinrichtung in dem Falle angewandt, wenn die Richter zwar genügende Schuld-Beweise eines von Mehreren verübten schweren Verbrechens zu haben glaubten, und deshalb den Haupt-Angeklagten zum Tode verurtheilt hatten, dieser aber bei der Betheurung seiner Unschuld blieb. Da der Verurtheilte, weil er jedenfalls doch sterben mußte, keinen Grund mehr zum Läugnen hatte, so wurde, wenn er dennoch die Folter aushielt, ohne für sich oder seine Mitangeklagten das Verbrechen zu gestehen, sein Nicht-Geständniß zu Gunsten dieser, der Mitangeklagten, gedeutet. Beharrte also Jean Calas unter der Folter bei der Aussage, daß er und seine Familie unschuldig seien an dem ihnen zur Last gelegten Verbrechen, so durfte er hoffen, daß diese: seine Frau, seine drei Kinder und Lavaysse, den er gleichfalls wie sein Kind liebte, vielleicht freigesprochen würden. In dieser furchtbaren Prüfung, die es Gott gefallen hatte, ihm aufzuerlegen, war ihm aus diesem Grunde der Gedanke an die Folter fast wie ein Trost; er durfte sie für die Seinigen erdulden! Von je an das Muster eines treuen zärtlichen Familienvaters, sollte seine Liebe sich jetzt in

*) Nach unserem Gelde 1 Thlr. 10 Sgr. (2 fl. 20 Xr.)

schwerster Probe als eine ächte, als eine solche zeigen, die freudig für die Geliebten „Alles duldet.“ War er schon Mann und Christ genug, in seinem Gotte dessen gewiß zu sein, daß kein Schmerz ihm das Geständniß eines Verbrechens, welches er nicht begangen, entreißen, ihm eine Lüge auspressen würde, so wappnete ihn der Gedanke mit doppelter Standhaftigkeit: dieser Schmerz, den du leidest, kommt ihnen zu Gute!

Pater Bridaine hatte Tags zuvor am Abend Jean Calas besucht, um ihn auf das Urtheil vorzubereiten. Calas sprach ihm den Wunsch aus, daß kein Anderer als er ihn auf dem letzten schweren Gange begleiten möchte. Tief bewegt antwortete Bridaine:

„Ich habe mir dasselbe schon vom Pater Bourges erbitten wollen, aber er besteht darauf, es selbst zu thun. Doch ich will ihm sagen ... Ja ... ich will ihm sagen ... was Liebe und Menschlichkeit ihm gleichfalls, wie ich hoffe, sagen werden ... Ja ... er wird Sie in Frieden sterben lassen! Und dann, nicht fern von Ihnen ... die Augen auf Sie gerichtet ... betend mit Ihnen und für Sie ... werden Sie Jemand haben ... wissen Sie wen? ... Nehmen Sie ... lesen Sie! ... Er gab ihm einen Brief.

„An mich?“ sagte Calas. „Diese Schrift? ... o mein Gott! ...“

Er las:

„Calas, Sie kennen nun Ihr Schicksal. Alles was möglich war, habe ich gethan. Meine Anstrengungen sollten nicht nur vergeblich sein — sie sollten sogar zu Ihrem Verderben beitragen. Meine Vertheidigungs-Schrift hatte Ihre Richter nur noch mehr gereizt; Ihr vorgestriges Verhör ist, wie man mir gesagt

hat, durch die Verwirrung, in welche Sie die jene Schrift verzehrenden Flammen versetzten, ungünstig ausgefallen. Gott der Herr hat meine Pläne vereitelt; unterwerfen wir uns demüthig seinem unerforschlichen Rathschlusse. —

„Calas, ich kann jetzt nichts mehr für Sie thun als beten. Meine Gebete werden Sie bis zu dem Augenblick begleiten, wo Sie ihrer nicht mehr bedürfen, wo Sie vielmehr es sein werden, der für uns, für die Kirche, für diejenigen betet, welche Sie unter dem Messer der Gottlosen zurückgelassen haben werden. Ja Sie werden nun bald als Ueberwinder stehen vor dem Throne dessen, den Ihre Seele liebt, auf den sie hofft und vertraut, werden stehen vor Ihm als einer von denen, die gekommen sind aus großer Trübsal und ihre Kleider helle gewaschen haben im Blute des Lammes! — Sie hienieden noch einmal sehen, sprechen, ist unmöglich. Gott ist mein Zeuge, ob ich würde vor irgend welchen Versuchen: dahin zu gelangen, wenn diese Versuche bloß für mich gefährlich gewesen wären, zurückgewichen sein. Aber ich gehöre unsern Gemeinden; ich gehöre diesem Sohne, der binnen Kurzem dieselbe Laufbahn betreten wird und dem Sie, wie Rochette es gethan, zeigen werden: wie ein Christ zu sterben weiß.

„Dennoch habe ich mich nicht entschließen können, bloß im Geiste mit Ihnen zu sein. Ihr Freund wird Sie sehen, Calas, bei Ihrem letzten Todesseufzer. Schauen Sie, wenn Sie können, auf ein Ihnen wohl bekanntes Haus ganz nahe am Schaffot. Dort wird der hinter einem Vorhang sich befinden, der so gerne an Ihrer Seite knieen möchte."

„Ja, ich werde hinschauen ..." sagte Calas. „Gesegnet sei er! ... und gesegnet seien Sie, der Sie mir

diesen Brief gebracht! ..." Er las ihn noch einmal und küßte ihn.

„Ich bewahre ihn," sprach er wieder. „Er soll mich nicht verlassen ..."

„Woran denken Sie! ... Wenn man ihn fände? ..."

„Das ist wahr. Was aber thun?"

„Verbrennen Sie ihn!"

Er las ihn zum dritten, zum vierten Mal ... Er hielt ihn an's Licht; er zog ihn zurück, um ihn noch einmal zu lesen.

„Eilen Sie," sagte der Priester, „man könnte kommen."

Das Papier loderte in Flammen auf: die Asche fiel auf den Tisch. Diese plötzliche Zerstörung schien den Verurtheilten schmerzlich zu durchzucken.

„Nichts mehr übrig von ihm! ..." sagte er. Oh das Feuer ... das Feuer! ... Und noch in diesem Augenblick hielt ich ihn, diesen Brief ... sah ich ihn ... las ich ihn ... Wo ist er jetzt?

„Dort! ..." sprach Bridaine, indem er ihm den Finger auf's Herz legte.

„Ja ... Sie haben Recht ... Hier! und von hier wird man ihn nicht mehr wegreißen!

„Nun denn Muth, Muth! ... Auch Sie, wenn Sie in dieser Welt nichts mehr als Asche sein werden, auch Sie werden dann am Herzen Gottes liegen ... und von da wird Sie keine Macht der Welt mehr wegreißen! ...

---

Während das Rad und der Scheiterhaufen auf dem Platze Saint-Georges zugerüstet wurden, war alles schon in der Folterkammer bereit.

Dort fanden sich alle jene entsetzlichen Marterwerkzeuge aufgehäuft,, welche ein menschlicheres Jahrhundert allmählig zur Unthätigkeit verurtheilt hatte: Folterbänke, Zangen (um mit den glühend gemachten das Fleisch zu zerreißen), Flaschenzüge (um die Glieder auseinander zu renken), eiserne spanische Stiefeln (in denen die Beine zusammengequetscht wurden), Glühgeräthschaften von allen Größen, Ketten von jeder beliebigen Stärke, ohne das zu rechnen, was nur in dem blutigen Kauderwelsch der Folterknechte einen Namen hatte. An den Mauern und Pfeilern befanden sich überall Ringe und Haken. Ein niedriges, feuchtes, durch den Rauch der Kohlenpfannen geschwärztes Gewölbe machte dieses fürchterliche Rüstzimmer noch düsterer.

In der Mitte stand ein mit den Füßen im Boden befestigter hoher und starker überall mit eisernen Ringen und Rollen versehener Lehnstuhl. Der darauf sitzende Dulder hatte nur die Zunge, um zu bekennen, frei.

Zwei Männer waren in diesem Augenblick beschäftigt, diesen Thron des Schreckens zu untersuchen. Der eine war der Henker, der andere der oben (S. 100) erwähnte Rathsherr David. Wir haben gesehen, von welchem Haß dieser Letztere gegen die Protestanten, und besonders gegen Calas beseelt war.

Er hatte die Verhaftung desselben befohlen, er die ersten Untersuchungen geführt, er nach Vernichtung des Stadtrath-Beschlusses Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um das Parlament zu gleichen Beschlüssen zu bewegen. Da er nicht mehr Richter sein konnte, so wollte er wenigstens Henker bleiben.

Wohl begann er mit geheimem Bangen inne zu werden, welche Verantwortlichkeit er auf sich geladen hatte.

Sein Haß ging nicht so weit, einen Unschuldigen verurtheilen zu wollen; er war nur von dem, freilich auf's höchste leidenschaftlichen Wunsche beseelt, einen Schuldigen zu bestrafen. Was er wünschte, hatte er geglaubt; was er geglaubt hatte, schien ihm nun nicht mehr völlig gewiß zu sein. Andere hatten Calas in der Hoffnung verurtheilt: er werde jetzt gestehen; aber bei dem von brennendem Hasse getriebenen Rathsherrn war dies nicht bloß eine Hoffnung. Er wollte um jeden Preis, daß der Verurtheilte gestehe; der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß er nicht gestände, versetzte ihn in eine fast kindische Wuth.

Daher das grauenhafte Interesse, das er an den Vorbereitungen zur Folter nahm. Er wollte selbst sehen, betasten, prüfen. Er setzte sich in den großen Lehnstuhl, und der Henker mußte ihm das fürchterliche Folterwerkzeug anlegen, bis es ihm einen Schrei entriß. Der Schmerz hatte ihm wohl gethan. Er verhieß ihm mit seiner kräftigen Sprache, daß Calas gestehen würde.

Dieses Folterwerkzeug — worin bestand es? Man nannte es die Keile, und es wurde in Frankreich damals fast allein noch angewandt.

Uebrigens nichts einfacher als diese Art zu foltern. Vier Bretter, ein Strick, ein Dutzend Keile und ein Hammer.

Jedes Bein wurde zwischen zwei Bretter gelegt, das Ganze fest umwunden, und dann ein Keil nach dem andern zwischen die zwei mittelsten Bretter getrieben.

Die „gewöhnliche" Folter bestand in 6, die „außergewöhnliche" in 12 Keilen.

Beim ersten Keil war der Schmerz erträglich, beim zweiten begann er furchtbar zu werden. Beim zwölf-

ten, wenn man so weit ging, waren die Beine zerbrochen.

„Ist Alles bereit? ...“ fragte der Rathsherr.

„Ja, mein Herr! ...“ antwortete der Henker.

„Was macht Ihr da? Ich glaube, Ihr schmiert die Keile mit Fett ein.“

„Damit sie besser hineingehen.“

„Pah! Sie werden auch so gut genug hineingehen. Man muß nur stärker draufschlagen. Ihr werdet sie doch wenigstens nicht alle schmieren?“

„Nur sechs. Das ist mehr als nöthig sein wird.“

„So? dann schmiert sie ja alle!“

„Das ist unnütz. Wir werden nicht einmal bis zu sechsen kommen.“

„Glaubt Ihr, daß er gestehen wird?“

„Im Gegentheil.“

„Nun was meint Ihr denn?“

„Die Commissare werden die Folter nicht beendigen lassen. Er ist 63 Jahr alt ...“

„Schmiert! sage ich Euch, schmiert tüchtig! ...“ rief der Rathsherr. „Wie! Ihr glaubt, daß die Gerechtigkeit auf halbem Wege stehen bleiben werde? Ich werde da sein, ich ...“

Er hatte keine Befehle zu geben, weil die Sache dem Parlament übergeben war. Sein Recht — das war allein sein Haß.

Und der Henker machte sich daran, auch die andern sechs Keile zu schmieren.

Er war eben damit fertig, als man langsame, feierliche Schritte, wie von einem sich nähernden Zuge, hörte. Zuerst kamen zwei Soldaten, welche sich zu beiden Seiten der Thür aufstellten. Ihnen folgten zwei Gerichtsdiener,

dann zwei Commissare des Parlaments in ihrer Amtstracht, dann der Verurtheilte zwischen zwei Priestern: dem Pater Bourges und dem Pater Caldaguès. Ein Arzt, ein Gerichtsschreiber, zwei Gehülfen des Henkers, zuletzt vier Soldaten beschlossen den Zug.

Die Commissare nahmen auf einer Erhöhung Platz; der Gerichtsschreiber setzte sich zu ihren Füßen. Der Henker und seine Gehülfen standen unbeweglich zu beiden Seiten des großen Lehnstuhls.

„Gerichtsschreiber," sagte der erste Commissar, „lesen Sie in dem Urtheil das vor, was sich auf den gegenwärtigen Akt (Handlung) bezieht.

Der Gerichtsschreiber erhob sich und las:

„Vorher aber wird besagter Jean Calas die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter erdulden u. s. w."

„Calas," begann der Commissar wieder, „Sie wissen, warum Sie hier sind. Das Geständniß, welches Sie bis jetzt verweigert haben, sind wir beauftragt, Ihnen zu entreißen. Zum letzten Mal: bekennen Sie sich für schuldig?"

„Zum letzten Mal: ich bin es nicht!" antwortete Calas.

„Ihre Mitschuldigen?"

„Es können da keine Mitschuldigen sein, wo kein Verbrechen begangen ist."

„An's Werk!" sprach der Richter.

Der Henker näherte sich.

„Mein Bruder," sprach der Pater Bourges, was man von Ihnen so eben im Namen der menschlichen Gerechtigkeit gefordert hat — wir fordern es jetzt von Ihnen im Namen Gottes und um des Heils Ihrer Seele willen: bekennen Sie!"

„Ich würde lügen.“

„Geben Sie der Wahrheit die Ehre!“

„Ich thue es, indem ich eine That läugne, die ich nicht gethan habe.“

„An's Werk!“ wiederholte der Richter.

Man führte ihn zum Lehnstuhl. Er setzte sich darauf. Einen Augenblick darnach waren alle Theile seines Körpers an den Stuhl festgebunden, und das furchtbare Foltergeräth schloß sich um seine Füße.

Der Henker nahm einen Keil, und schlug ihn, aber nur wenige Linien tief, zwischen die Kniee; dann wandte er sich mit aufgehobenem Hammer zu den Commissaren, verbeugte sich und wartete.

Dem Herkommen gemäß bedurfte es noch eines dritten und letzten Befehls.

Der Commissar kämpfte sichtbar mit sich selbst. Die Augen fest auf Calas geheftet schien sein fast flehender Blick wie um eine Gunst um das Geständniß zu bitten, das mit Gewalt zu entreißen ihm in tiefster Seele widerstand und das er überdieß fast sicher war, durch die Martern nicht erpressen zu können. Endlich stieg er zur großen Ueberraschung der Anwesenden — denn es war das noch nie geschehen — von seinem Sitz herunter und ging auf den Dulder zu.

„Calas,“ sprach er zu ihm, „es gehört das zwar nicht zu meinem Amte — ich sollte jetzt das Zeichen geben — aber ersparen Sie mir den Schmerz, es geben zu müssen ... Gestehen Sie! ...“

„Mein Herr, ich danke Ihnen,“ antwortete Calas ... „Ich danke Ihnen für dieses Mitleid, das ich nicht erwartet hatte, hier zu finden ... Aber dieses Geständniß,

das Sie von mir verlangen — Sie wären der erste, der dadurch überrascht werden würde."

„Ich dadurch überrascht? ..."

„Ja. Ihr Amt fordert von Ihnen, mich für schuldig zu halten und mich zum Geständniß zu bringen, wenn Sie können; aber außerhalb Ihres Amtes — und Sie sind es in diesem Augenblicke, wie Sie sagen — sehe ich, daß Sie von meiner Unschuld überzeugt sind ..."

An's Werk! ..." rief der Richter, indem er wie entsetzt — denn Calas hatte nur zu wahr gesprochen — zu seinem Sitz zurückeilte. Er hatte sich noch nicht gesetzt, als der Keil schon tief zwischen den Knieen des Unglücklichen steckte.

„Der erste gewöhnliche!" sagte der Gerichtsschreiber.

Der Henker nahm einen zweiten. Zwei Hammerschläge hatten beim ersten ausgereicht; dieses Mal bedurfte es deren vier!

Calas erbleichte. Seine Züge veränderten sich.

„Der zweite gewöhnliche!" sprach der Gerichtsschreiber.

Es war kein Platz mehr am oberen Ende der Bretter. Man legte die ausgestreckten Füße auf eine Art von Fußbank, um der ganzen Länge nach die Keile eintreiben zu können.

Der dritte saß nach sechs bis sieben Hammerschlägen. Der Dulder wimmerte leise. Der Schweiß rieselte über sein Gesicht.

„Der dritte gewöhnliche!" sagte der Gerichtsschreiber.

Der Henker wandte sich von neuem gegen die Commissare. Nach jedem dritten Keil mußten die Fragen erneuert werden.

„Calas," sagte der zweite Commissar, denn der

erste schien nichts mehr zu sehen und zu hören, „bekennen Sie? . . .“

Der Leidende schüttelte den Kopf.

„Fahrt fort!“ befahl der Richter.

Der vierte Keil drang ohne viel Mühe ein, aber er traf den Knöchel. Calas stieß einen Schrei aus.

„Der vierte gewöhnliche!“ sprach der Gerichtsschreiber, ruhig fortregistrirend (die Zahl in's Protokollbuch einschreibend).

Der fünfte, der sechste Keil folgten; jeder erforderte acht bis zehn Schläge. Calas hatte nicht mehr geschrieen. Ein krampfhaftes Zittern ergriff seinen ganzen Körper.

Neues Innehalten; neue Fragen. Dieselbe Bewegung des Kopfes und dasselbe Schweigen.

„Fahrt fort!“ befahl der zweite Commissar.

Der siebente Keil wurde eingeschlagen. Ein namenloser Schmerz fing an sich auf dem Gesicht des Calas zu malen.

„Der erste außergewöhnliche!“ sagte der Gerichtsschreiber.

Der achte Keil . . . aber als der Henker ihn ansetzen wollte, rief der erste Commissar:

„Haltet inne!“

Der Rathsherr David hatte bis jetzt bewegungslos aber in furchtbarer innerer Aufregung dagestanden. Wenn Calas nur die Lippen regte, schien er fast auf ihn losstürzen zu wollen, um dieses: „Ja!“ zu erhaschen, nach welchem sein Gewissen dürstete. Und dieses: „Ja“ war nicht gekommen; er mußte darauf verzichten, es zu hören! Und man war erst beim achten Keil!

„Innehalten! . . .“ schrie er . . . „warum?“

„Haltet inne!“ wiederholte der Commissar.

Aber als der Henker den um die Bretter geschnürten Strick losbinden wollte, stieß ihn der Rathsherr zurück.

„Dieser Mann ist noch nicht am Sterben,“ rief er. „Doktor, untersuchen Sie ihn!“

„Doktor,“ sagte der Commissar, „Sie stehen hier unter unserm Befehl und nicht unter dem dieses Herrn!“ — Dann sprach er, sich an den Henker wendend: „bindet ihn los!“

Es war Zeit. Calas sank in Ohnmacht. Der Rathsherr eilte wüthend hinweg.

Man trug Calas auf ein schon bereit stehendes Bett, um ihn in's Leben zurückzurufen. Dort mußten sich die Verurtheilten, denen die Folter den Gebrauch ihrer Sinne genommen, für das Schaffot erholen. Es dauerte lange, bis Calas wieder zu sich kam.

„Oh mein Gott! ...“ sprach er; „noch am Leben? ... Ich hatte geglaubt ... es wäre zu Ende! ...

Aber nur der Kopf hatte wieder Leben gewonnen. Der Körper blieb starr; die Beine waren wie todt. Dennoch war nichts daran zerbrochen. Breite Quetschungen bezeugten allein den ungeheuren Druck. An einigen Stellen floß das Blut.

„Mein Bruder,“ sprach der Pater Bourges, „Sie haben den Tod in der Nähe gesehen ... Gottes Gnade hat Sie in's Leben zurückkehren lassen ... er hat Ihnen eine Gnadenfrist geschenkt ... Benutzen Sie dieselbe ...“

„Wenn Sie wollen, daß ich sie benutze, so lassen Sie mich um Gotteswillen in Frieden!“

„Bekennen Sie ... bekennen Sie!“

„Jetzt noch, nachdem ...“

„Lassen Sie ihn, meine Herren," sagte der Commissar. „Gerichtsschreiber, lesen Sie das Protokoll."

Der Gerichtsschreiber las:

„... und hat besagter Calas darin beharrt, seine Missethaten und Verbrechen zu läugnen. In Beglaubigung dessen u. s. w. u. s. w."

Man fragte ihn, ob er noch etwas zu bemerken habe. Er antwortete mit Nein.

Ob er unterzeichnen wolle: — Ich werde es versuchen, sprach er. Man bot ihm eine Feder. Schon hatte er seine Hand mühsam auf's Papier erhoben, als er plötzlich, die Tinte ausspritzend, die Feder in das Blut tauchte, das von seinen Füßen herabfloß, und hinschrieb:

**Ich bin unschuldig!**

Calas.

---

Der Kampf, welchen Rechtsgefühl und Haß in der Seele des Rathsherrn David gestritten, fing an, sich auch in dieser fanatisirten Bevölkerung, deren Führer und deren Werkzeug zugleich eben dieser Mann gewesen war, bemerklich zu machen.

Die Verurtheilung war bei weitem nicht mit der Begeisterung aufgenommen worden, welche sie in den letzten Tagen des Oktobers, kurz nach der Verhaftung der Familie Calas inmitten jener prunkvollen Trauergottesdienste, hervorgerufen haben würde: jener Trauergottesdienste, mit welchen die Geistlichkeit die Einbildungskraft der Menge erhitzt hatte. Die Vertheidigungsschriften, besonders die von Rabaut, die Standhaftigkeit der Angeklagten, die Wuth ihrer Gegner — alles das hatte dazu beigetragen, die Urtheilsfähigen zu ihren

Gunsten umzustimmen. Diese Veränderung hatte Zeit gehabt, ihren Einfluß auch auf die weniger Nachdenkenden zu üben; sie waren zwar noch nicht völlig von der Unschuld des Calas überzeugt, aber sie wagten auch nicht, ihn zu verurtheilen. Der Pöbel allein blieb feindselig; aber ein fünf Monate langes Warten hatte seinen Haß abgestumpft, und er war im Ganzen mehr geneigt, den Richtern zu verzeihen, wenn sie nicht verurtheilten, als sich zu freuen, wenn sie es thaten.

An diesem Tage nun — den 10. März 1762 — ging schon vom frühen Morgen an eine peinliche Bewegung durch die Stadt. Die Anhänger des Verurtheilten, von Stunde zu Stunde zahlreicher, wagten zu sprechen; nur Wenige seiner Gegner nahmen offen und entschieden die Parthei seiner Richter. Die Mehrzahl derselben bekannte, daß sie es lieber gesehen haben würden, wenn man das Urtheil noch hinausgeschoben hätte. Alle erwarteten mit ängstlicher Ungeduld das Ergebniß der Folter.

Groß war daher die Aufregung, als man, kaum eine Stunde vor der Hinrichtung, erfuhr, daß Calas den Martern widerstanden, daß sein letztes wie sein erstes Wort die Betheurung seiner Unschuld gewesen. Diese Verantwortung, welche den Rathsherrn quälte, hatte Tausende wie ihn nach dem Tage seufzen lassen, wo sie von ihr entlastet werden würden, und nun fühlten sie statt dessen diese Last auf ihrem Gewissen schwerer, drückender werden als jemals. Es war deshalb nicht bloß die Neugierde und der Reiz des Schauerlichen, der wie bei sonstigen Hinrichtungen diese unermeßliche Menge auf dem weiten Saint-Georges-Platz versammelt hatte. Calas sollte sterbend der Richter seiner Richter, ja aller

derer werden, die mehr oder weniger zu seiner Verurtheilung beigetragen hatten. Wenn er gestand, so erschien seine Verurtheilung als großartiger Akt der Volksjustiz; wenn er noch im Tode läugnete, so verwandelte sich dieses selbe Todesurtheil in eine unwiderrufliche Verurtheilung derjenigen, welche es ausgesprochen oder es hatten aussprechen machen. „Sein Blut komme über uns!" hatten sie in ihrem ersten Wahnsinn gesagt; und jetzt, wo sein Blut fließen sollte, zitterten sie, es als einen Fluch auf ihr Haupt fallen zu sehen.

Seine Miene und seine Worte ließen ihnen übrigens keine Hoffnung mehr. Gegen Mittag war er auf den verhängnißvollen Wagen gestiegen, indem er mit Kopf und Hand die Menge grüßte, welche die Ausgänge des Gefängnisses belagerte. Zwei oder drei in der Entfernung ausgestoßene Todesrufe hatten keinen Wiederhall gefunden. Der Verurtheilte hatte nur zu erscheinen brauchen, um in Mitleid und Hochachtung alles, was noch von Haß in einzelnen Herzen zurückgeblieben war, umzuwandeln. Als der Zug aufbrach, warf er einen letzten Blick auf dieses düstere Haus, wo er Alles, was er auf dieser Welt geliebt hatte, zurückließ. Dieser Blick eroberte ihm vollends die Herzen der Menge. „Muth! . . ." rief eine Stimme, „sie werden leben! . . ." — „Gott wolle es! . . ." antwortete er, „aber sie sind nicht unschuldiger als ich es bin."

Beim Weiterfahren fragte man alle Augenblick aus der Menge bald ihn, bald die begleitenden Priester mit lautem Zuruf:

„Haben Sie gestanden?"

„Nein."

„Werden Sie gestehen?"

„Was wollen Sie, das ich gestehen soll?"

Und der Fragende schwieg traurig oder freudig, je nachdem er seine Unschuld gefürchtet oder gehofft hatte. Andere richteten dieselbe Fragen an die Priester:

„Hat er gestanden?"

Sie schüttelten den Kopf.

„Wird er gestehen? . . . Was meinen Sie? . . ."

Sie hoben die Augen zum Himmel. „Sein Geheimniß steht zwischen ihm und Gott," schienen sie sagen zu wollen. Aber ihre Gedanken gingen weiter. Sie fingen an überzeugt zu sein, daß sie einen Unschuldigen zum Tode geleiteten.

Auch unterbrachen sie seine stillen Gebete mit ihren eigenen Fragen nicht mehr, sondern murmelten für sich mit bewegter Stimme die vorgeschriebenen Todesgebete. Sie wiederholten ihm, aber auf französisch, *) einige Stellen aus den Psalmen. Calas hörte andächtig zu und betete dann still weiter; aber indem er sich tief vor Gott demüthigte, zeigte er vor der Menge die unerschütterliche Zuversicht des Gerechten und den edlen Stolz eines mit Unrecht Unterdrückten.

Bei der vorgeschriebenen Kirchenbuße weigerte er sich wie Rochette das zu wiederholen, was man ihm vorlas. Wie Rochette bat er nur Gott um Vergebung und erklärte, von den Menschen, die er beleidigt haben sollte: dem Könige und den Richtern, keiner Vergebung zu bedürfen.

---

*) Während es sonst in der katholischen Kirche Sitte ist und noch mehr war, daß die Geistlichen Stellen aus der Bibel nur lateinisch — welche Uebersetzung trotz ihrer nachweisbaren Fehler von dieser Kirche für eben so göttlich eingegeben und unfehlbar erklärt ist, wie der Grundtext selbst, — anführen.

Von Straße zu Straße lagerte sich immer tieferes Schweigen über die versammelte Menge, wurde diese immer unbeweglicher und düsterer.

Als der Zug auf dem Platze anlangte, hörte man nichts mehr als Schluchzen.

Als Calas auf dem Schaffot erschien und rings auf die zahllose Masse, welche den Platz Kopf an Kopf erfüllte, einen Blick warf, noch reiner, noch leuchtender, als beim Ausgange aus dem Gefängniß — da würde, wenn es bei dieser unermeßlichen Versammlung gestanden hätte, das Schicksal dessen zu entscheiden, den sie sterben zu sehen gekommen war: es würde nur eine Stimme, nur ein Ruf gehört worden sein ... und er wäre im Triumph zu seinen befreiten Kindern zurückgebracht!

Aber schon hatten die Henker sich seiner bemächtigt. Man streckte ihn auf eine aus dicken Balken bestehende Erhöhung des Bodens aus und band Hände und Füße in Form eines Kreuzes an starke eiserne Ringe.

Das Fenster mit dem weißen Vorhang, hinter welchem sich Rabaut befinden sollte, war leicht zu erkennen. Auf sein schreckliches Bett befestigt schaute der Dulder dorthin.

Die Priester waren zu beiden Seiten auf dem Schaffot zum Gebete niedergekniet. Der Henker ergriff seine mit Eisen beschlagene Keule. Die Menge wogte hin und her. Die Einen wandten sich ab, die Andern bedeckten das Gesicht. Niemand wollte den ersten Schlag sehen.

Man hörte ihn, und zugleich einen fürchterlichen Schrei ... dann einen zweiten, dritten Schlag ... aber keinen Schrei mehr ... Der Dulder gewöhnte sich an

die Keulenschläge, die Zuschauer: sie fallen und wieder fallen zu sehen.

Beim ersten Schlag, beim ersten Schrei war der Vorhang halb zurückgeschlagen worden. Calas gewahrte seinen Freund und hinter ihm eine offne Bibel. Rabaut zeigte mit der einen Hand auf das Buch, mit der andern gen Himmel. Beim letzten Schlag schloß sich der Vorhang.

Noch ein furchtbarer Augenblick war zu überstehen, furchtbarer als der der Schläge. Es war der, wo der Henker diese zerschmetterten Glieder ergriff, um sie auf ihr letztes Schmerzensbett zu tragen.

Aber der Henker, menschlicher als die Richter, hatte auf Mittel gedacht, um diese entsetzliche Operation zu erleichtern. Ein Tuch, unter den Körper des Calas gelegt, gestattete ihn völlig ausgestreckt auf das Rad zu tragen. Ein unsäglicher Schmerz malte sich nichts desto weniger auf seinem Gesicht; aber diese armselige Barmherzigkeit war ihm nicht entgangen. Er dankte dafür mit einer Bewegung des Kopfes, und als ob er seine zerbrochenen Gebeine vergessen hätte, schien er seine Hand ausstrecken zu wollen, um die des Henkers zu ergreifen.

Ein Gedanke hatte ihn nicht verlassen. Würde er das Fenster noch sehen können? Würde es ihm gestattet sein, seinen Odem auszuhauchen indem er es anschaute? — Er konnte es sehen . . . Es war zu seiner Rechten und er befand sich ihm sogar näher als vorhin.

Es hatte ein Uhr geschlagen. Erst um drei Uhr durfte er sterben!

Die Priester näherten sich ihm; der Pater Bourges weinte. Alle Zweifel, die er noch gehegt, waren vor der Standhaftigkeit des Märtyrers gewichen. Er

betrachtete ihn schweigend. Was ihm sagen? Welche Tröstungen oder Ermahnungen ihm darbieten? Katholische? — er würde sie zurückweisen; rein christliche? — er würde sie mit Freuden annehmen! Aber würde man ihm damit nicht bekennen, daß man darauf verzichte, ihm jene ersten anzubieten und daß schließlich ein Sterbender ihrer nicht durchaus bedürfe? Der Geist des Pater Bourges war nicht wie der des Pater Bridaine erleuchtet genug, um sich über diesen unvermeidlichen Zwiespalt zwischen dem Christen und dem Priester zu erheben. Er erschrak über sich selbst, daß er so nahe daran war, an das Seligwerden eines verstockten Ketzers zu glauben; er fürchtete mit größerem Recht, ihn selbst in dieser heiligen Hoffnung zu bestärken, die er nach seiner strengen Pflicht ihm hätte benehmen müssen. Und dennoch, überzeugt von seiner Unschuld, Zeuge seiner christlichen Ergebung, was konnte er, wenn er zu ihm sprach, anders thun, als ihm den offnen Himmel zeigen? — Er schwieg deshalb lieber und weinte.

Calas litt jetzt, Dank der vollständigen Bewegungslosigkeit seines Körpers, weniger als in den ersten Augenblicken. Er konnte nicht beständig nach dem Fenster schauen, denn die Mattigkeit zwang ihn, zuweilen das Haupt sinken zu lassen, „das Gesicht zum Himmel gekehrt,“ wie es das Urtheil wollte; aber stille Ruhe war auf sein Antlitz zurückgekehrt. Er betete.

Zwei Mal schon hatte der Pater Caldaguès versucht, zu ihm zu sprechen; zwei Mal hatte der Pater Bourges den unzeitigen Eifer seines Amtsbruders mäßigen müssen. Caldaguès gehörte zu den Priestern, welche mehr an die Kirche glauben als an Gott, mehr

an die Vergebung jener als an die Vergebung dieses. Er forderte von Calas weder Abschwörung seines Glaubens noch Reue: wenn er nur beichtete — gleichgültig: was! — so wäre alles gut. Aber Calas antwortete nicht; Calas fuhr fort zu beten. Er beichtete dem, der groß genug ist um alles zu wissen, und mächtig genug, um alles zu vergeben.

Aber von Zeit zu Zeit unterbrachen schauerliche Schmerzen sein Gebet. Das Gesicht verzog sich; seine Augen blickten irre. Der Körper übte sein letztes Recht über die Seele, und die Seele rang vergebens, sich von ihm loszulösen.

Ein Mal rief der von einem glühenden Fieber verzehrte Unglückliche mit trocknen stieren Augen:

„Welche Stunde ist es?"

„Mein Bruder," antwortete der Pater Bourges, „Sie haben so gut angefangen ... endigen Sie nicht weniger gut! ... Ja ... es währt lang ... entsetzlich lang ... Aber die Ewigkeit ist noch viel länger ... und sie naht ... sie wird sich bald vor Ihnen öffnen ... ob etwas mehr, ob etwas weniger Leiden, wie schnell und Sie erinnern sich ihrer nicht mehr! ... Nein, fragen Sie nicht, welche Stunde es ist ... es ist die Stunde, zu beten ... die Stunde, Ihre Leiden Gott als ein Opfer, wenn Sie unschuldig sind ..."

„Immer noch „„wenn""? ..." sagte Calas mit einem Blicke des Vorwurfs.

„Nun denn, nicht mehr „„wenn"" ..." entgegnete der Pater. „Es ist die Stunde, Ihre Leiden, weil Sie unschuldig sind, Gott als ein Opfer darzubringen ... die Stunde, sich in seine Arme zu werfen ..." Er hielt wie erschreckt inne über das was er gesagt hatte. Ein Ketzer,

aufgenommen in die Arme Gottes! War es nicht schon eine Ketzerei, das nur gedacht zu haben?

„O fahren Sie fort," bat Calas. „Ihre Worte thun mir so wohl! —" Aber er schlug die Augen nieder und schwieg. Der Priester war zurückgekehrt.

„Ja," begann Calas wieder, „sie thun mir so wohl! ... Ich fragte nach der Stunde, nicht wahr? ... Ich weiß es kaum mehr ... Ich litt so furchtbar! ... Aber ich that Unrecht ... ich that Unrecht ... Es war ein Murren ... Gott wird mir's vergeben ... Mein Gott! hat Dein Sohn nicht auch gebeten, daß der bittere Kelch an ihm vorübergehe? ... Aber ich, ich habe nicht gebeten ... ich habe gemurrt ... O Herr mein Gott, Du strafst mich ... ich fragte nach der Stunde ... da ist sie! ..."

Es schlug in der That zwei Uhr auf einer benachbarten Kirche.

„Da ist sie," fuhr er fort. „Ich glaubte, nur noch kurze Zeit leiden zu müssen ... Noch eine Stunde ... eine ganze Stunde ... Aber ist es wirklich erst eine Stunde her, daß man mich hierher gelegt hat?"

„Kaum eine Stunde," antwortete der Priester.

Und als er diese Worte sprach, schlug es zwei Uhr auf einer andern Kirche.

„Noch eine ganze Stunde!" rief Calas ... Doch ich danke Dir, mein Gott ... Viele Andere, die in den Gräbern liegen, würden wünschen, daß man sie Stunde für Stunde an den Augenblick ihres Todes erinnert haben möchte ... Ich danke Dir, mein Gott! ... O daß ich doch wenigstens diese Stunde, die Du mir noch zur Vorbereitung auf diesen Augenblick bewilligst, ganz Dir weihen könnte! ... Gieb nicht zu, daß der Schmerz mich betäube, meine Sinne, meinen Geist verwirre ...

laß mich daran inne werden, daß diese Zeit, die mir die Menschen aus Grausamkeit so lang gemacht haben — daß Du sie mir aus Liebe geschenkt hast ...“

So sprach, so betete Calas; und seitdem schien der tiefe Frieden seiner betenden Seele nicht mehr gestört zu werden, sei es, daß seine Schmerzen in der That weniger heftig geworden, sei es, daß er mehr Kraft gefunden, sie zu bekämpfen. Bald blickte er stumm gen Himmel; bald murmelte er mit geschlossenen Augen lange, glühende Gebete; bald vereinigte er, gegen das Fenster gewandt, Gedanken und Wünsche mit dem, dessen Augen, wie er wußte, fort und fort auf ihm ruhten.

„Wohlan, mein Bruder,“ sprach endlich der Priester zu ihm, „ist jetzt das Opfer vollendet? Ist Ihre Ergebung eine völlige, unbedingte?“ ...

„Ich hoffe es; doch wäre ich dessen gern gewiß.“

„Sie können es werden.“

„Wie?“

„Wenn man Ihnen sagte, daß Sie noch zwei Stunden hier liegen müßten, was würden Sie antworten?“

„.... Ich würde mich willig darein ergeben.“

„Von ganzem Herzen?“

„Ja ... von ganzem Herzen!“

„Wohl, mein Bruder! Sie sind da, wo Sie Gott haben wollte. Die Prüfung hat ihre Früchte gebracht. Sie kann jetzt enden ...“ —

Sie sollte in der That enden. Der Scheiterhaufen war so eben angezündet, und Calas fühlte den um den Hals gebundenen Strick sich bewegen.

Er wandte sich nach dem Fenster. Der Vorhang bewegte sich. Eine Hand, von der man nur die Finger sah, war in Begriff ihn zurückzuziehen.

Aber plötzlich hörte man die Leiter zum Gerüst knarren. Ein eiliger Schritt tönte auf dem Schaffot wieder. Calas wandte den Kopf dorthin. Es war noch einmal der Rathsherr, bleich, außer sich, in furchtbarer Aufregung. Er stürzte auf das Rad zu, stieß die Priester zurück und rief mit donnernder Stimme:

„Unglücklicher! ... der Scheiterhaufen ist bereit ... wenige Augenblicke noch und dein Körper ist zu Asche verbrannt ... Vor dem allwissenden Gott, der dich richten wird, bekenne ... bekenne! ...“

Die Blicke des Sterbenden hatten sich schnell nach der Seite zurückgewandt, wohin sein Herz flog.

In demselben Augenblick wurde der Strick angezogen — einige Sekunden nachher hatte er überstanden.

Aber der Vorhang war zurückgeschlagen. Er hatte seinen Pastor noch einmal gesehen, die eine Hand auf der Bibel, die andere gen Himmel! *)

---

*) Der Proceß des Jean Calas ist bekanntlich nicht lange nachher auf Anregen Voltaire's, — eines der wenigen Verdienste, welche sich dieser Spötter alles Heiligsten erworben —, von neuem untersucht worden. Voltaire lernte die in Genf lebende Familie des Calas, wohin sie sich nach seiner Hinrichtung zurückgezogen hatte, indem der Sohn Pierre auf ewig verbannt, die Uebrigen aber freigesprochen waren — dort kennen. Sein, für das Bessere nicht völlig unempfängliches Herz wurde empört durch diese himmelschreiende Ungerechtigkeit, zumal sie mit durch die Priester, die er besonders haßte, veranlaßt war. Der König von Frankreich, durch Voltaire's außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung bewogen, ließ den Proceß durch fünfzig Richter noch einmal sorgfältig prüfen, und die Unschuld von Calas wurde feierlich von ihnen ausgesprochen, das frühere Urtheil vernichtet. Die höchststehenden Personen beeiferten sich, die unglückliche Familie für ihren unersetzlichen Verlust zu entschädigen, aber was Menschen hier verbrochen, konnten Menschen nicht wieder gut machen. Wohl der Familie, daß sie den rechten Tröster auch für solchen Schmerz schon vorher gefunden hatte!

Zehn Tage nachher, am 20. März 1762, stieg ein Mensch in der Frühe des Morgens jenen steinigten Fußpfad empor, auf welchem einige Jahre vorher Rabaut beinahe durch Verrath in die Hände jenes Obersten, des Grafen von Narniers, gefallen wäre.

Dieser Mensch, obgleich noch jung, trug auf seiner Stirn die Spuren eines durch Leidenschaften, Kummer und Anstrengungen hervorgerufenen frühzeitigen Alters; aber ein kräftiger Geist und selbst eine Art von Freude leuchtete aus den Falten seines Gesichtes.

Er schien tief bewegt. Zuweilen stand er still, und blickte um sich, jedoch nicht um den Weg zu suchen, denn die Gegend war ihm offenbar genau bekannt.

Nahe an die Höhle gekommen, verdoppelte sich seine Aufregung. Er hielt sich kaum aufrecht; er schien selbst zu schwanken, ob er weiter gehen sollte. Endlich raffte er sich gewaltsam zusammen, und nachdem er seinen Schritt verdoppelt, warf er sich an der Stelle, wo der alte Fabre am Tage des Verraths gesessen und über seinen auf die Galeeren geführten Sohn geweint hatte, auf die Kniee nieder.

Auch er weinte; er schien Gott für eine schwere Sünde um Vergebung zu bitten. Seine Stirn sank immer tiefer auf den noch vom Morgenthau feuchten Felsen nieder. Das Zittern seiner gefalteten Hände begleitete das Murmeln seiner Lippen. Seine Augen, anfangs zum Himmel erhoben, waren jetzt auf den Boden geheftet.

Ein junger Mann, den er nicht sehen konnte, war so eben aus der Höhle getreten. Er nahte sich leise dem Knieenden, nachdem er ihn eine Zeitlang erstaunt beobachtet hatte. Er beugte sich über ihn, wie um auf sein Gebet zu horchen.

Endlich legte er ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Bruyn!“

Bruyn — denn er war es — sprang auf.

„Fabre!“ rief er.

Er wich zurück, aber Fabre breitete die Arme weit gegen ihn aus, und weinend warf sich Bruyn an seine Brust.

„Auch du,“ rief er, „auch du verzeihst mir! Du, an den ich gerade jetzt mit so bitterer Reue dachte ... Du ... Aber wie? Du hier? ... Bist du frei gelassen? Oder wärest du gar entflohen? ...“

„Man hat mich begnadigt!“

„Wer?“

„Hochgestellte Leute haben von meinem Schicksal gehört, an mir Theil genommen. Man scheint davon gerührt worden zu sein *) ...“

„Ja, deine Hingabe, deine Selbstaufopferung ...“

„Genug, ich bin frei!“

„Seit wann?“

„Seit dem 10. dieses Monats.“

---

*) Ein Dichter, Fenouillot de Falbaire, hatte die That des Fabre sogar in einem Schauspiel: „Der ehrenhafte Verbrecher“ (l'honnête Criminel) gefeiert und alle Welt war durch dasselbe lebhaft ergriffen worden. Das Merkwürdigste dabei war, daß weder die meisten Leser noch selbst der Dichter lange Zeit ahnten, daß der Held dieser Geschichte, welcher im heidnischen Alterthum für seine That mit einer Bürgerkrone belohnt worden wäre, in dem christlichen katholischen Frankreich dafür mit lebenslänglicher Galeerenstrafe gebrandmarkt worden war und diese Strafe noch verbüße. Der Dichter hatte die Sache nur aus ungenauen Gerüchten geschöpft und gemeint, sie sei vor langer, langer Zeit geschehen. Aber Rabaut und Andere hatten den außerordentlichen Erfolg und Eindruck des Stücks benutzt, um ihn an entscheidender Stelle zu Gunsten des jungen Fabre geltend zu machen und so seine Freilassung bewirkt.

„O Gott, seit demselben Tage, an welchem ...“

„Ja ... Calas ... ich weiß ... Aber sein Blut wird nicht verloren sein. Er würde es freiwillig hergegeben haben, er selbst, wenn er gewußt hätte, welche Wirkung sein Tod für uns haben würde.“

„Also du glaubst ...“

„Ich hoffe es. Der Unwille, die Empörung ist allgemein. In Toulon, in Marseille, in allen Städten, durch die ich gekommen, hört man nur einen Schrei der Entrüstung gegen das Parlament von Toulouse. Aber man bleibt dabei nicht stehen. Man erkundigt sich nach den Gesetzen, die auf uns lasten; man ist erstaunt, empört, sie noch in Kraft zu finden. In Montpellier (gleichfalls eine Stadt im südlichen Frankreich) hat mich der Prinz von Beauvau zu sich kommen lassen. Er hat mich gelobt — viel zu sehr gelobt, aber alle seine Lobsprüche waren zugleich Verheißungen der Duldung und des Friedens. Ueberall hat man mir gesagt, daß das Ende unserer Leiden gekommen sei.“

„Armer Freund, es sind nicht die Priester, die das gesagt haben, und die Priester sind mächtiger als der Prinz von Beauvau ...“

„Ich sagte Dir ja, daß ich es nur hoffe, nicht, daß ich dessen gewiß sei. Wir gehen — daran kann man nicht zweifeln — einem Zeitalter großer Duldsamkeit entgegen, aber allerdings, wir können noch fern davon sein. Man will die Jesuiten verbannen; aber man wird damit nicht den Geist der Verfolgung verbannen, der im Grunde nicht bloß der ihrige, sondern der der ganzen katholischen Geistlichkeit ist. *) Genießen wir immer-

*) Und in der That hat die katholische Geistlichkeit vornämlich noch 40 Jahre lang, selbst unter dem milden, menschenfreundlichen

hin mit innigem Dank gegen Gott die Augenblicke des Friedens, die er uns bewilligt. Hält Er nicht die Herzen in seiner Hand? Dieser selbe Oberst: der Graf von Narniers, der uns so viel Uebles zugefügt hat — er ist einer unser eifrigsten Beschützer geworden…"

„Ich weiß es," sagte Bruyn.

„Aber was Du vielleicht nicht weißt: unsere heutige Versammlung findet mit seiner stillschweigenden Genehmigung Statt. Er hat sich darüber, wie man sagt, mit allen andern militärischen Befehlshabern der Provinz verständigt. Zum ersten Mal seit fast 80 Jahren werden wir sicher sein, nicht gestört zu werden. Ein schöner Tag, Bruyn, für unsere Kirche!"

„Für Dich, Fabre!"

„Auch für Dich, Bruyn. Die Kirche ist wie der Himmel. Es ist mehr Freude in ihr über einen Sünder, der Buße thut, als über … doch reden wir nicht von Gerechten!… als über Neunundneunzig ihrer andern Kinder, die ihr treu geblieben sind! — Du bist lange von Deiner Heimath fern gewesen?"

„Ich hatte mir gelobt, nie wieder dahin zurückzukehren."

„Und doch bist Du hier! Wer hat Dich so glücklich umgestimmt?"

„Er! Ich war in Paris. Er schrieb mir… da nimm und lies!"

„Der 20. März, mein lieber Bruyn, wird für mich ein feierlicher Tag sein. An ihm wollen wir meinen Sohn, Deinen Jugendfreund, zu dem heiligen Amte

Ludwig XVI. die rechtskräftige Aufhebung der Blutgesetze gegen die Protestanten in Frankreich zu hintertreiben gewußt. Erst im Jahre 1787 fand diese Aufhebung Statt.

des Dienstes am Wort einweihen. Ich wünsche, daß es auch der Tag Deiner öffentlichen und feierlichen Aussöhnung mit der Kirche sei, die Dich so lange als einen Verlornen beweint hat.... Komm! und es könnte sein, daß Gott noch mehr Segnungen, als Du zu hoffen wagst, für Dich aufbewahrt hat." — Was will er damit sagen? fragte Fabre. „Ist das ein Wunsch oder eine Verheißung?..."

„Ich weiß es nicht. Der einzige Segen, den ich erwarte, ist diese Aussöhnung, welche er mir verspricht. Auch habe ich noch einmal diese Orte wiedersehen wollen..."

„Ich gleichfalls," sagte Fabre, ihn unterbrechend, damit er nicht auf diese traurige Geschichte zurückkäme. Ich bin gestern Abend von Nimes gekommen, und hatte nur noch Zeit, meinen Vater zu umarmen..."

„Und der meinige, Fabre, wie geht es ihm? Ich weiß, Du hast ihm wie ein Sohn zur Seite gestanden..." *)

„Mein Fortgehen that ihm sehr leid."

„Ich habe gebeten, seinen Platz einnehmen zu dürfen..."

„Ich weiß es; eben so, daß man's Dir verweigert hat."

„Mir ist Recht geschehen! Ich, ich verdiente es nicht, daß man mir erlaubte, eine edle That zu vollbringen..."

Sie waren zum „Tempel" gekommen. Dies war, wie sich der Leser erinnern wird, einer jener wilden, ab-

---

*) Auch der Vater Bruyn's war wie seine Mutter bei der letzten erneuerten Verfolgung gefangen worden nnd auf die Galeeren geschleppt. Der junge Fabre hatte sich mit ihm, dem Vater dessen, durch den er selbst auf die Galeeren gekommen, an eine Kette schmieden lassen, und ihm mit besonderer, kindlicher Liebe durch Abnehmen der Arbeit gedient, so viel er konnte.

gelegenen Orte, wo die gottesdienstlichen Versammlungen der Protestanten gehalten wurden; und zwar einer der größten und günstigsten von allen. Zehntausend Personen fanden dort Platz. Zahlreiche Ausgänge, ringsherum Höhen, von denen aus man jede nahende Gefahr zeitig entdecken konnte, hatten diesen Ort in der Geschichte der „Wüste“ berühmt gemacht.

Einige auf anderen Wegen gekommene Gläubige waren dort schon versammelt. Die Kanzel stand aufgerichtet und hinter ihr ein Zelt für die Geistlichen.

Immer mehr kamen. In kurzer Zeit, obgleich man noch eine Stunde bis zum Anfang des Gottesdienstes warten mußte, war der ganze Raum mit Menschen bedeckt.

Gleichwohl wußten nur die Wenigsten um den Schutz, den der Graf von Narniers diesmal der Versammlung angedeihen ließ. Die Meisten kamen wie gewöhnlich, bereit, die Folgen ihres „Verbrechens“ auf sich zu nehmen. Sie waren von Hause fortgegangen, indem sie sich wie immer sagten, daß sie vielleicht nie dahin zurückkehren würden.

Der Tod Rochette's und der der drei Brüder, so wie der des Calas, von dem man erst seit zwei oder drei Tagen Genaueres wußte, bildeten natürlich den Gegenstand aller Unterhaltungen. Man fühlte sich mehr als jemals unter dem Joche des Treibers; und dennoch hatte der „Tempel“ niemals eine zahlreichere Versammlung gesehen. Zu dem gewöhnlichen Eifer hatte sich der Reiz der besondern bevorstehenden feierlichen Handlung gesellt; zu diesem Reize der der Gefahr selbst, verbunden mit diesen letzten blutigen Erinnerungen, deren immer neue Auffrischung eine schmerzliche Freude gewährte. Man fand es schön,

die Kanzel, welche Parlamente und Könige seit hundert Jahren um die Wette niederzureißen trachteten, im Angesicht des Galgens aufzurichten, den so eben einer ihrer theuersten Glieder bestiegen hatte. Alle hatten sich bei der Erzählung des glorreichen Todes jener Märtyrer gefragt, ob sie wohl eben so sterben würden; alle hatten das Bedürfniß gefühlt, sich gegenseitig in der Freudigkeit dazu zu stärken.

Eine dichte Menge umgab Fabre, eine noch dichtere Bruyn. Dieses arme Volk war noch freudiger und tiefer erschüttert beim Anblick des in demüthiger Buße als des im Glanze einer fleckenlosen von der ganzen Welt bewunderten Tugend zu ihm Zurückgekehrten.

Sieben Geistliche mußten nach altem Gebrauch bei der Ordination (Einweihung) eines neuen Amtsbruders sein, um ihm die segnenden Hände aufzulegen. Schon waren, begleitet von den „Aeltesten" ihrer Gemeinden, die Pastoren Vincent, Guizot, Lacontrè, Gibert, Bastide und Pradel angelangt. Unsere beiden Freunde, die sich nahe beim Zelt befanden, hatten sie hineingehen sehen.

„Er kommt nicht," sagte Bruyn.

„Du weißt, daß man ihn bei jedem Schritte aufhält. So viel Leute haben ihn zu sprechen!... Aber was ist Dir?..."

„Er kam auch spät an jenem Tage, wo... O mein Gott!... mein Gott!..."

Bruyn bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Nein," begann er wieder, „nein... Das ist zu viel für mich!... Alle meine früheren Qualen fühle ich heute wieder... Versuche nicht, sie mir nehmen zu wollen!... Es ist vergeblich!..."

„Nun da ist er, der sie Dir nehmen wird ...“

Er kam, ihm voraus seine vier Leibwächter, hinter ihm eine zahlreiche Menge! Sein Sohn, den Aller Augen suchten, war an seiner Seite.

Als Rabaut fast bis in die Mitte der Versammlung vorgeschritten war, fragte er nach Bruyn. Man antwortete, man habe ihn weiter vorn beim Zelte gesehen. Aber schon war die Frage von Mund zu Mund geflogen. Bruyn ging ihm von Fabre begleitet entgegen. Er betrachtete sie einen Augenblick; dann machte er ihnen, ohne ein Wort zu sagen, ein Zeichen, ihm zu folgen.

Eine Erhöhung, welche man für die sechs assistirenden (beiwohnenden) Geistlichen errichtet hatte, erhob sich am Fuß der Kanzel. Rabaut hieß die beiden jungen Leute hinaufsteigen, und sprach dann, zwischen ihnen stehend, zu der dicht gedrängten unermeßlichen Versammlung, über die sich eine tiefe Stille gelagert:

„Meine Brüder, sehet hier den verlornen Sohn und neben ihm den rein gebliebenen! Der Vater — das seid heute Ihr alle! Bruyn hat schwer gesündigt, aber Bruyn hat zu sich gesprochen: „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt ...“

„Ja! ...“ rief Bruyn, indem er sich auf die Kniee warf.

„Meine Brüder,“ fuhr der Pastor fort, „vergebet Ihr?“

„Ja! ...“ rief man wie aus einem Munde.

„Erklärt Ihr ihn wieder eingesetzt in alle Rechte eines Mitgliedes der Kirche?“

„Ja!“

„Fabre, hebe ihn auf! Du hast in deinen Ketten das Recht erlangt, die unterdrückte Kirche darzustellen... Das ist der einzige Lohn den sie Dir anbieten kann... Kommt jetzt... kommt, meine Kinder..."

Sie warfen sich in seine Arme; und lange noch wiederholte er ihnen vor dieser tief ergriffenen Menge seine Segensworte.

Endlich, als sie wieder mit ihm hinabstiegen, sprach er: „Entfernt euch nicht!" Er ging zu den vor dem Zelte versammelten Geistlichen.

Aber während man sich von allen Seiten herzudrängte, ihnen noch einmal die Hand zu schütteln, sagte Bruyn leise zu Fabre:

„Hast du dort unten hinter den Geistlichen die zwei in Mäntel gehüllte Gestalten bemerkt? sie sind jetzt wieder in's Zelt zurückgetreten."

„Nein!"

„Der Eine war, wenn mich nicht alles täuschte, der Graf von Narniers; der andere, der nicht erkannt werden wollte, wie es schien, war — ich bin dessen fast gewiß... es war der Pater Bridaine!..."

Man rief Bruyn zu den Geistlichen. Als er sich ihnen nahte, trat der Graf — denn er war's wirklich — aus dem Zelte.

„Bruyn," sprach er zu ihm, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „Ihre Brüder haben Ihnen vergeben... Sie vergeben auch, nicht wahr?... Ich habe schwer gegen Sie gefrevelt..."

„Von Grund meines Herzens!... aber sprechen wir nicht mehr davon!"

„Nein, lassen Sie uns davon reden. Es ist mir ein Bedürfniß, mein Unrecht offen einzugestehen..."

„Ich glaube es ... Aber, ich wiederhole es, sprechen wir nicht mehr davon! ... Wenn nicht um Ihret=, so doch um meinetwillen! Die Vergangenheit ist zu schmerzlich für mich ...“

„Die Zukunft wird's wieder gut machen ...“

„Unmöglich!“

„Woher wissen Sie das?“

„Woher ich ... das weiß? ... Aber Sie schauen mich mit einem Blicke an ... Großer Gott! Was meinen Sie? ...“

„Kommen Sie!“

Sie traten in's Zelt ... Aber wie könnten wir schildern, was jetzt folgte?

Im Eingange stand Bruyn, bewegungs= athemlos! Einige Schritte vor ihm, fast ohnmächtig, Madeleine!

Wir haben früher erwähnt, wie diese mit heldenmüthiger, unerschütterlicher Standhaftigkeit allen Verführungen zum Abfall von ihrem Glauben widerstanden hatte. Endlich war die Geduld ihrer Verführer erschöpft. Indem man sie lebenslang in ein Kloster zu sperren gedachte, wollte man sie wenigstens im Andenken der Menschen sterben lassen und hatte das Gerücht ihres Todes ausgesprengt. Dieses war auch zu Bruyn gedrungen und so hatte er bei den Andeutungen im Briefe Rabaut's gar nicht an sie denken können. Der Oberst, Graf von Narniers, aber hatte nicht eher geruht, als bis er, der sie hatte gefangen nehmen lassen, sie auch zur Sühne dafür und alles dessen, was er gegen Bruyn gefrevelt, den Ihrigen zurückgegeben hatte. Er ergriff Madeleine bei der Hand.

„Bruyn,“ sprach er, „rein hat man sie Ihnen entrissen, rein führe ich sie zu Ihnen zurück ...“

Und während der Cevenole seine Braut in die Arme schloß, fuhr der Graf fort:

„Mein armer Freund, es ist das kein Theaterstück, wo Alles zuletzt auf's Schönste sich löst. Ihr Vater ist in Toulon auf den Galeeren, Ihre Mutter in Aigues-Mortes. In Toulon sind gleichfalls der Großvater und die Brüder Madeleine's. Wer wird alle diese nahen Verwandten, die Ihrem völligen Glücke noch fehlen, Ihnen zurückgeben? Ich glaube, daß man es hoffen darf, aber ich wage es nicht zu versprechen. Die Zahl Ihrer Feinde vermindert sich von Tage zu Tage; aber es giebt darunter unversöhnliche und diese gerade herrschen über die Gewissen. Doch, ich wiederhole es, hoffen wir ..."

„Ja," sprach Rabaut, „trotz der Verfolger werden Gott und die Zeit ihr Werk thun. Meine theuren Kinder, lasset mich Euch segnen! Das Unglück hat Dich von Gott entfernt ... das Unglück hat Dich zu ihm zurückgebracht ... Gebet euch Ihm jetzt und für immer hin! Gehöret Ihm, mehr noch als einander, auf ewig an! .."

„Amen! ..." murmelte eine Stimme, die den Cevenolen erbeben machte.

Er wandte sich um; es war Bridaine!

Die Stunde nahte. Dem dumpfen Geräusch der Menge war ein tiefes Stillschweigen gefolgt. Der Vorleser *) stand auf der Kanzel. Diese köstlichen Bibelstellen drangen, mit ernster, mächtiger Stimme vorgetragen, bis in die äußersten Winkel des „Tempels," und zehntausend Herzen empfingen mit Dank und Freude begierig dieses alte Manna ihrer Wüste.

---

*) Beim reformirten Gottesdienst befindet sich, gewöhnlich auf einer Erhöhung unter der Kanzel, der „Vorleser," welcher beim Beginn des Gottesdienstes ausgewählte Stücke der Schrift laut vorliest.

Plötzlich ertönte aus diesen zehntausend Herzen mit überwältigender Macht jener Triumphgesang, den drei Monate vorher der seitdem geschlossene Mund jener Gefangenen im Kerker zu Toulouse angestimmt hatte:

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir! u. s. w.

Während des Gesanges verließ der Zug das Zelt. Welch' bescheidener Zug, dem Aeußern nach! Aber welche Erinnerungen und welche heißen Gebete begleiteten ihn auf seinem Wege durch diese Menge!

Voran einige Aelteste, dann Rabaut, dann sein Sohn zwischen zwei Geistlichen, dann die vier Andern, alle im Talar. Einige Aelteste schlossen den Zug. Das war Alles! Darin bestand der ganze Pomp dieses protestantischen Gottesdienstes. Wie ihn Bridaine hier sah unter dem Gewölbe des Himmels, so würde er ihn unter dem der mächtigen Cathedrale (Hauptkirche) von Genf *) gesehen haben.

Er war im Zelt zurückgeblieben. Er konnte von da, ohne gesehen zu werden, alles hören; auch die Kanzel und die ersten Reihen der Versammlung überschauen.

Rabaut bestieg die Kanzel. Darauf . . .

Aber warum sollten wir das, was nun folgte, zu beschreiben versuchen? Es würde doch nur ein schwaches, ungenügendes Bild geben. Diejenigen, welche es nicht zu empfinden vermögen, was ein solcher Gottesdienst, eine solche Einweihung an diesem Ort, unter diesem Himmel, zehn Tage nach dem Tode des Calas, kaum einen Monat nach dem Rochette's sein mußte — die

---

*) Die wichtigste reformirte Stadt auf dem Festlande, wo Calvin gelebt und gewirkt hatte.

glänzendste Schilderung würde es ihnen vergeblich nahe zu bringen versuchen.

Aber in der Mitte so vieler auf's Tiefste bewegten Seelen war es vielleicht der am meisten, welchen Niemand bemerkte: Bridaine!

Alles was ihn einen Monat vorher beim Blick auf das Schaffot Rochette's durchwogt hatte, er fühlte es von neuem beim Blick auf diesen jungen Mann, den sein eigener Vater jetzt feierlich dazu einweihte, es vielleicht auch einst besteigen zu müssen.

Alles dieses Blut, aus dem hervor diese Kanzel sich ihm zu erheben schien — eine innere Stimme rief ihm zu: Du bist mitschuldig daran!

Endlich der Text der Weiherede: „Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe" (Matth. 10, 16) — das Erzittern der Versammlung, das überall hervorbrechende Schluchzen, die mit Mühe unterdrückte Bewegung des Redners selbst bei dem Vorlesen desselben — Alles das machte den Text allein schon zur erschütterndsten Predigt! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eine Stunde nachher kehrte man in's Zelt zurück, und der neue Geistliche warf sich in Thränen gebadet an die Brust des Redners.

Und dieser an Leib und Seele erschöpft, konnte nur noch stammeln: mein Sohn . . . mein Sohn! Gott sei mit dir!

Und eine andere Stimme sprach: Amen! Amen!

Dies Mal war es sein Abschiedswort. Bridaine, nicht mehr Herr seiner Bewegung, war innerlich zusammengebrochen. Er eilte aus dem Zelte und verlor sich in der Menge. Der Christ hatte zu viel gelitten; der Priester hatte widerstehen wollen und konnte es nicht!

Wir überspringen einen Zeitraum von 23 Jahren. Es ist im Anfang des Jahres 1785; wir befinden uns zu Nimes, im Hause des Pastors Paul Rabaut.

„In seinem Hause!“ Dieses so einfache Wort wäre noch vor wenigen Jahren Unsinn oder Spott gewesen, denn niemals hat vielleicht von einem Diener Christi mehr jenes Wort gegolten, welches sein Herr von sich gesagt hatte: „daß er nicht hätte, wo er sein Haupt hinlegte.“ Sein Heim — das waren die Wälder, die Höhlen, die Schluchten; das war die Hütte eines Landmanns, unter der Bedingung, alle Nacht damit zu wechseln; und dieser Landmann konnte am andern Morgen auf die Galeeren geschickt werden. Sein Heim — das war die Wüste mit ihren Schrecken und Freuden, ihrer glühenden Sonne und ihrem Schnee, ihren Versammlungen von acht oder zehn Gläubigen und von acht- oder zehntausend, mit ihren Gesängen, ihren Thränen, ihren blutigen Ueberfällen, ihren großen Communion- und Fasttagen; mit dem Tode, der über dem allen schwebte, und dem Himmel, der höher noch als der Tod vor ihren gläubigen Augen dastand als der Ort, wo man sich einst sicher wiederfinden würde.

Seit 1774 hatte der milde, menschenfreundliche, später so unglückliche, 1793 hingerichtete Ludwig XVI. den durch seinen Vorgänger, den Wollüstling Ludwig XV. geschändeten Thron Frankreichs bestiegen. Unter seiner Regierung athmeten die Protestanten seit hundert Jahren zum erstenmal wieder auf. Zwar wurden die gegen sie erlassenen blutigen Gesetze nicht ausdrücklich aufgehoben — das wußte, wie schon früher erwähnt, die Geistlichkeit noch bis zum Jahre 1787 zu verhindern — aber

Ludwig XVI. ließ die Anwendung dieser Gesetze, soweit sie Gefängniß- und Todesstrafen über die Protestanten und ihre Geistlichen verhängten, nicht zu. Sonst war freilich der Druck, der auf ihnen lastete, immer noch schwer genug; sie waren noch immer, wie die Paria's, eine ausgestoßene Kaste ohne bürgerliche Rechte; kein öffentliches Amt stand ihnen offen, jede Anstellung im Staatsdienst blieb ihnen verschlossen, ihre Ehen galten nach wie vor als wilde, ihre Kinder als Bastarde — ein Zustand wahrlich, der uns völlig unerträglich vorkommen würde, ihnen aber ein glücklicher däuchte gegenüber dem früheren!

Also: Rabaut hatte seit einigen Jahren ein Heim, ein Haus, ein eigenes Haus. Eine kleine Erbschaft hatte ihm erlaubt, es zu bauen; von seinem Gehalt von 2—300 Thalern (400 Gulden) hätte er sicherlich keine solche Ersparnisse machen können. Es war dies ein schöner Tag für die Gläubigen in Nimes, wo man unter den Augen und mit Genehmigung der Obrigkeit die Fundamente zu dieser bescheidenen Wohnung auszugraben anfing; auch wollten sie sich an den Arbeiten und an den Kosten betheiligen, glücklich darüber, diesen Beweis der Liebe ihrem Pastor geben und zugleich dieses Haus als ein Friedens-Denkmal, welches das Ende ihrer Prüfungen bezeichnete, aufrichten zu können. Während die Geistlichkeit fortfuhr, ihre blutdürstigen Klagen über jede den Protestanten gewährte Erleichterung vor die Stufen des Thrones zu bringen, stimmten die Katholiken von Nimes mit den Protestanten darin überein, die Straße, in der das Haus Rabaut's sich erhob, nach seinem Namen zu nennen. Sie, und ebenso das Haus, trägt diesen Namen bis auf den heutigen Tag. Der Boden

eines der Keller des letzteren bedeckt die sterblichen Ueberreste des Pastors.

Dort also alterte 1785 in Frieden der Mann der Wüste. Dort besuchen wir ihn.

Er war erst 67 Jahr alt; aber er hatte schon im vierzigsten weiße Haare, und so viele Anstrengungen aller Art, die er ausgestanden, lassen ihn als einen Achtziger erscheinen. Man hat sich überdies seit einem halben Jahrhundert so gewöhnt, ihn überall und bei jeder Gelegenheit thätig zu sehen, daß man ihn unwillkührlich für viel älter hält als er ist, und die Greise ganz erstaunt sind, wenn man ihnen sein Alter nennt und ihnen beweist, daß er noch lange nicht der Aelteste unter ihnen ist. Für sie wie für die jüngeren Leute bleibt er der Patriarch der Gegend.

Sein schon seit lange in ganz Europa bekannter und berühmter Name lockt die Fremden, welche den Süden von Frankreich besuchen, nach Nimes. Er empfängt sie freundlich, ausgenommen die, welche ihn zu sehr loben; und gleichwohl, wie ist es möglich, ihn nicht zu loben, einen Mann, der so viel gethan, so viele Gefahren heldenmüthig bestanden hat. Das Alter hat ihn ein wenig mittheilsamer gemacht. Früher wies er die Fragen der Neugierigen zurück; so lange der Kampf dauerte, widerstand es ihm, seine Heldenthaten zu erzählen; mehr als alles fürchtete er den Hochmuth, der sich so gern hineinmischt. Jetzt verweigert er nicht mehr, obgleich immer bereit, Gott allein die Ehre für Alles zu geben, vor Leuten, die es werth sind, auf einige nähere Umstände seiner langen Laufbahn zurückzukommen. Er berichtigt lächelnd die Uebertreibungen des tausendzüngigen Gerüchtes; aber er erwähnt nebenbei ebenso merkwürdige

und zwar wahre Thaten, wie die, welche das Gerücht erfunden hat. Oft hört man ihn sagen: „ich fürchtete mich", oder: „ich zitterte", denn er weiß, daß nur Feiglinge prahlen, niemals gezittert zu haben. So erzählt er z. B. gern jene Begebenheit, die er „seine erste Furcht" nennt. „Es war im Jahr 1735," sagt er; „ich zählte kaum 17 Jahr und begleitete mit meinem Freunde Jean Pradel einen unserer damaligen Prediger. Eines Tages kamen wir nach einem langen Marsch gegen Abend in das Dorf Congénies und bitten die Familie Guérin um Obdach. Wir wollen uns eben zu Tische setzen als ein Trupp Soldaten aus der benachbarten Stadt Calvisson erscheint. Ich fange an zu jammern und zu weinen — aber unsere Glaubensgenossen führen oder tragen uns vielmehr — ich weiß noch heute nicht, wen von uns beiden, denn ich hatte völlig den Kopf verloren — eilig nach einem gewissen Hohlweg, wo wir die Nacht überzubringen mußten. Aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Diese so verbrachte Nacht, die, wie es schien, mir den Geschmack an allen künftigen ähnlichen Nächten hätte verderben müssen, war im Gegentheil für mich gleichsam die entscheidende Einweihung dazu. Halb todt war ich in den Hohlweg gekommen; ich ging heraus, indem ich mir sagte, es sei doch bei alledem keine so üble Sache, unter dem leuchtenden Sternenzelt zu schlafen. Als ich meine vom Nachtthau feuchten Haare schüttelte, sagte Pradel zu mir: siehe da, unsere Taufe für das Amt!" Und fröhlich zogen wir von dannen.

Doch es sind nicht bloß Fremde von Auszeichnung, welche Paul Rabaut sehen und sprechen wollen. Einfache Kinder des Volkes nehmen diese Ehre gleichfalls in Anspruch, und er ist empfänglicher für ihre Huldi-

gungen als für die jener vornehmen Leute, denen ein berühmter Mann nur zu oft weiter nichts ist als ein merkwürdiges Schaustück. Er kann nicht ohne Rührung von der Begeisterung dieser ihm unbekannten Menschen, dieser Arbeiter, Colporteure u. s. w. erzählen, welche nicht durch Nimes haben wandern wollen, ohne ihm die Hand gedrückt zu haben; so z. B. von diesem armen Schneider, Namens Lorenz, der weit her aus dem Innern Deutschlands gekommen war und zu ihm in einem entsetzlichen Französisch so tief empfundene Worte gesprochen hatte. Wenn er stolz sein könnte, so würde er es hierauf sein. Sodann hat er, obgleich er weit entfernt ist, das Geschrei gegen die Großen *) zu billigen, doch auch nicht vergessen, daß die Großen gerade die Sache der Reformation in Frankreich verrathen haben. Fast alle glänzende Namen der Monarchie sind protestantische gewesen; fast alle würden es noch sein, wenn nicht Ehrgeiz oder Furcht das Gewissen zum Schweigen gebracht hätten. Viele haben nicht einmal den Widerruf des Edikt von Nantes abgewartet; einige Drohungen oder einige Lockungen genügten, um sie in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Sie fanden, daß wenn Paris eine Messe werth war **), Versailles (d. h. das Leben am Hofe, der sich meist in Versailles, 4 Stunden von Paris, aufhielt) gleichfalls eine werth sei. Aber Rabaut hat unter Leuten gelebt, welche diese niedrigen Berechnungen nicht kannten. Er hat sich gesagt, daß

---

*) Das damals immer mehr überhand nahm und der Vorläufer der Revolution war.

**) Anspielung auf das früher erwähnte berüchtigte Wort Heinrich IV., womit er seinen Uebertritt zur katholischen Kirche, um unbestrittener König von Frankreich zu werden, leichtfertig entschuldigte.

wenn alle Welt die Standhaftigkeit und den Glauben der armen Gemeinden von Languedoc gehabt hätte, Frankreich und vielleicht ganz Europa mit ihm protestantisch wäre.

Obgleich die durch die ausgestandenen Mühseligkeiten vor der Zeit aufgeriebene Gesundheit Rabaut's ihm nicht mehr gestattet, den anstrengenden Arbeiten seines Amtes obzuliegen, so ist er doch unabläßig zu Gunsten der Protestanten beschäftigt, ihnen endlich gesetzliche Duldung zu erwirken. Sein Sohn ist zu dem Ende seit Kurzem wieder in Paris, und thut keinen Schritt, ohne den Vater um Rath zu fragen; doch erst in zwei Jahren sollten diese seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden. Der Tisch Rabaut's ist mit Briefen bedeckt, die er von allen Seiten her auf die seinigen, zu jenem Zwecke geschriebenen empfängt. Unter diesen Briefen befindet sich an dem Tage, an welchem wir zu ihm eintreten, einer, den er gelesen und wieder gelesen hat, und der auf das lebhafteste seine Erinnerungen von früher wach ruft.

Die Schrift dieses Briefes ist groß, unregelmäßig, zitterig. Man sieht mit leichter Mühe, daß die Hand, welche diese Feder gehalten, sie nicht mehr lange werde halten können.

Dieser Brief ist von Marie Durand, jener Gefangenen, die wir im Thurm zu Aigues-Mortes kennen gelernt haben. Damals, am Ende des Jahres 1761 war sie schon 30 Jahre — nächst Anne Gaussaint, die an jenem denkwürdigen Abend plötzlich heimgerufen wurde, am längsten dort. Noch 8 Jahre sollte sie dort bleiben; erst 1769 wurde sie frei gelassen. 16 Jahre sind seitdem verflossen. Hören wir, was sie an Rabaut, den Jugendfreund ihres Bruders, der, gleichfalls ein pro-

testantischer Geistlicher, vor mehr als 50 Jahren hingerichtet worden war, schreibt: „Es ist wahrscheinlich das letzte Mal, mein innig geliebter und hochverehrter Herr Pastor, daß ich mir die Freude mache, an Sie zu schreiben. Ich erfuhr gestern den Tod meiner letzten noch übrigen Gefährtin aus dem Gefängniß; ich war älter als sie, und habe sie doch überlebt. Aber es wird nicht für lange Zeit sein. Ich bin nicht krank; aber ich schwinde hin. Man sagt, der Frühling werde mir neue Kräfte geben, aber ich fühle, daß der treue Heiland mich abruft. Ich werde meinen lieben Bruder, der nun schon seit 52 Jahren für das Evangelium gestorben ist, dort oben wiederfinden; ich werde alle jene Freundinnen wiedersehen, welche eine nach der andern diese sündige Welt mit der Herrlichkeit des Paradieses vertauscht haben. Es ist mir, als höre ich sie fragen, warum ich noch nicht bei ihnen sei.

Aber ach! innig geliebter und verehrter Herr Pastor, bin ich denn würdig, zu ihnen zu kommen? Ich habe einst mit Freuden um des Namens Jesu willen gelitten, und Er weiß, daß wenn ich ihn damals um Erlösung aus meinem Gefängniß anflehte, es niemals geschah, ohne wie Er in Seinem Leiden hinzuzufügen: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Aber die Gottlosen haben mir noch ein anderes Uebel zugefügt als das, mich so lange hinter den Kerkerriegeln eingeschlossen zu haben. Diese Welt, der man mich zurückgegeben, nachdem man mir sie achtunddreißig Jahre geraubt, ist mir zu lieb geworden; mein armes Herz kann sich nicht ersättigen an dieser eitlen und irdischen Auferstehung. Ich liebe diese schöne Sonne, deren Strahlen so bleich in den Thurm drangen; ich liebe diese Kastanienbäume, die mich jung gesehen haben und mich erst wiedersehen, nachdem ich so

alt geworden; ich liebe diese Vögel, welche so fröhlich herumfliegen und mir zuzurufen scheinen: siehe! nun bist du auch frei! Ich liebe die Wolken, welche dahin schweben, den Wind, der bläset wo er will, den Regen, mit dem der gütige Gott mein kleines Feld netzt; ich liebe den Sommer, der mich erwärmt, den Winter, der mich an meinen armen Heerd fesselt. Seit fast vierzig Jahren war er kalt, dieser Heerd; er scheint mir alle Tage sein: Willkommen! entgegenzurufen ... Was soll ich sagen? Man hat mir die größere Hälfte meiner Jahre geraubt. Vergebens gedenke ich der Blumen des Paradieses, der reineren Sonne und der ewigen Jugend dort droben; die arme Alte läßt sich dennoch verführen durch die Strahlen, durch die Blumen und das Lächeln dieser Erde. Ich habe mein Leben da wieder angefangen, wo ich es gelassen hatte. Die Gefangenschaft hat nur die eine Hälfte meiner Seele reif gemacht; sechszehn Jahre der Freiheit haben den Durst der andern noch nicht gestillt. Nun! bitten Sie den barmherzigen Gott für mich, daß Er mir vergebe!

Aber ich, ich bitte daß Er Ihnen noch etwas Anderes in's Herz gebe ... Soll ich wagen, es zu nennen? Ich will's thun. Sie sind damals gekommen, um mich mit Gefahr Ihres Lebens im Thurm von Aigues-Mortes zu besuchen; im Namen des allmächtigen Gottes kommen Sie, um mich in meinem armen Dorfe, auf diesem Bette, das ich nicht mehr verlassen werde, zu besuchen! Ich fühle, daß ich dann zufriedener sterben, daß der Tod mir leichter sein wird. Sie werden zu mir reden von jener Zeit des Segens für mich, die es auch für Sie war; Sie werden zwischen der Welt und mir wieder die dicken Mauern dieses Thurmes aufrichten, und ich werde

wie damals gezwungen sein, die Augen empor zu heben und nichts mehr zu sehen als den Himmel.

Ich hatte immer vor, Sie noch einmal zu besuchen. Ich habe zu lange gezögert und bin jetzt unfähig dazu; mein Ende ist vor der Thür. Es ist das für Ihr Alter eine große Reise, um die ich Sie bitte; und dann haben Sie noch immer so viel zu thun! Denn man sagt, daß Sie noch immer der Mittelpunkt aller Bemühungen zu unsern Gunsten sind. Aber ich bin die letzte der Gefangenen der Wüste; ich bin die Schwester Ihres seligen Vorgängers, eines von denen, die Ihnen gezeigt haben, wie man stirbt. Bezahlen Sie ihm diese Schuld; kommen Sie, um seiner armen Schwester sterben zu helfen. Sie wird Sie dafür segnen vor Gott!

Leben Sie wohl, mein innig geliebter und verehrter Seelsorger! Wenn Sie nicht kommen können, so ist dieses Lebewohl mein letztes in dieser Welt; und dann: auf Wiedersehn dort oben!

Marie Durand."

Ich werde gehen! . . . sagte der Pastor. Arme Marie! . . . Ich werde gehen! . . .

Er fühlte, daß auch er vielleicht selbst nöthig habe es von neuem zu lernen nicht an dieser Welt zu hängen. Wie der Gefangenen von Aigues-Mortes hatten die „Gottlosen" auch ihm ein gutes Theil seiner Jahre geraubt, denn das hieß nicht leben im gewöhnlichen Sinne dieses Worts, alle Tage sein Leben auf's Spiel setzen. Alle Bande der Erde — er sah sich jetzt von ihnen gefesselt! Seine Stellung, sein Einfluß, die Erfolge seines Sohnes, der durch Geist und Gaben schon zu den Berühmtheiten von Paris zählte, das Haus, welches er sich gebaut, der friedliche und weithin berühmte Heerd, an dem er sich

endlich niedersetzen konnte — Alles dieses, was ihn als Menschen verführen konnte, schreckte ihn als Christen.

Er wollte also gehen; er wollte gehen, um die Schwester seines ehemaligen Amtsbruders sterben zu sehen. Er wollte darnach trachten, das für sich selbst zu lernen was er die Sterbende lehren würde.

---

Am folgenden Morgen reiste er ab.

Aber er hatte nie mehr Demuth nöthig, als wenn er dieses Land durchzog, das Zeuge seiner Arbeiten und ganz von seinem Ruhme erfüllt war. An welches Dorf, an welches Feld, an welchen Baum knüpfte sich nicht irgend ein glorreiches Ereigniß? Man erinnerte ihn überdies genug daran. Sobald man ihn erkannte, eilte man von allen Seiten herbei und seine Reise glich einem Triumphzuge.

Er wollte deshalb erst beim Anbruch der Nacht in jenem Dorfe ankommen, und unterdeß einen in der Geschichte der Gegend berühmten Ort besuchen. Die gottesdienstlichen Versammlungen hatten dort lange Zeit Statt gefunden; er selbst hatte dort oft gepredigt.

Alle die Liebe, welche ein frommer Mensch für die Kirche hat, neben der er geboren und die für ihn gleichsam der Mittelpunkt seines Vaterlandes geworden ist — die der Kirchen beraubten Protestanten empfanden sie für diese durch ihre Gebete geheiligten Orte. Es giebt einen alten Kupferstich, den Viele von ihnen, und nicht bloß in Frankreich sondern in ganz Europa, wie ein Heiligthum aufbewahren. Er ist als Kunstwerk nur von geringem Werth; diese wenigen darauf dargestellten Personen können nicht von ferne eine Idee von den gedrängten Massen dieser Versammlungen in der Wüste geben. Aber dennoch

— es ist die Wüste und jener Pastor auf der Kanzel, es soll vielleicht Rabaut sein! Die Protestanten von Nimes kennen den Ort, und kommt Ihr einmal dorthin, so werden sie Euch mit Freuden zu ihm führen. Es ist der, welchen man das Echo nennt. Dort befindet sich zwischen zwei Felsen ein weiter Raum, der fast überall vor den glühenden Strahlen der Sonne geschützt ist. Dies war die Sommer-Kirche. Nicht weit davon werdet Ihr die Winter-Kirche erblicken. Es scheint, diese verfolgten Protestanten hatten gut für ihre Bequemlichkeit gesorgt. Aber die Winter-Kirche hatte gleichfalls kein anderes Gewölbe, als das des offenen Himmels über sich! Man hatte nur einen weniger feuchten, weniger kalten Ort gesucht, einen Ort, der vornämlich Schutz vor dem in diesen Gegenden furchtbaren Nordwind bot. Es war dies der Abhang eines Hügels, nahe am Cadereau, einem steinigten Bach, der die Straße nach Alais entlang fließt. Diesen weiten, allmählig gegen Norden sich erhebenden Halbkreis nannte man die Eremitage. Er war wie die alten Amphitheater mit natürlichen, bogenförmigen, von dem aufsteigenden Felsen gebildeten Abstufungen, die als Sitze dienten, versehen. In der Nähe befand sich ein Bauernhaus, das einer protestantischen Familie gehörte, in welchem die Aeltesten nach dem Gottesdienst zusammenkamen, um die Scherflein der Armen zu zählen.

Aber Alles dieses: die Eremitage und das Echo gehörten schon der Zeit der Duldung an; diese beiden nahe bei der Stadt befindlichen Orte konnten dauernd erst gegen das Ende der Regierung Ludwig des XV., wo die Verfolgungen nachgelassen hatten, für die Versammlungen benutzt werden. Wenn sie gleichwohl schon an

so Vieles erinnerten, was mußte nicht erst die wirkliche Wüste, die Wüste der Märtyrer, denen zu erzählen haben, die ihre Feierlichkeiten und ihre Schrecken gesehen hatten.

Rabaut hatte sein Pferd am Anfange des Felsenpfades zurückgelassen, welcher zu der Sommer-Kirche, dem Sommer-Tempel, oder wie er auch kurzweg genannt wurde, dem Tempel führte. Er stieg langsam empor, den Kopf gesenkt, wie wenn er um sich blickend gefürchtet hätte, zu sehr alle die Erinnerungen dieses Ortes auf einmal zurückzurufen. Es war nicht das erste Mal, daß er sich überraschte im Erstaunen darüber, was er Alles früher gewagt hatte; wie der Soldat am Morgen nach der Schlacht erstaunt über das, was er unter dem Feuer des Feindes vollbracht hat. Hier war es, wo er wenige Tage nach dem Tode von Rochette und Calas den Verfolgern Trotz geboten hatte, indem er seinen eigenen Sohn zu dem Amte einweihte, welches die Henker jener Märtyrer glaubten für immer beseitigt zu haben; hier war es, wo er einige Jahre vorher, 1756, von den in jener Höhle versteckten Soldaten fast gefangen genommen wurde. An solchen Orten stiegen nicht blos dergleichen Erinnerungen vor ihm auf, sondern der Herr sein Gott, der ihn gerettet hatte, erschien ihm dort gleichsam in sichtbarer Gestalt; und er fühlte sich seinem Angesicht näher, fühlte sich lebendiger unter seiner allmächtigen Vaterhand.

Als er in die Mitte des Raumes gekommen war, bestieg er die kleine Erhöhung, wo gewöhnlich die Kanzel errichtet wurde. Er blickte auf, wie um die gedrängte Menge von früher zu suchen und gewahrte, zu seiner großen Ueberraschung, daß er nicht allein war.

Zwei Männer standen nicht weit von ihm. Der eine

war ein junger Officier in Reisekleidern; der andere ein Bauer aus der Umgegend, wahrscheinlich sein Führer.

Der Officier näherte sich. — Mein Herr, sprach er, ich habe so eben gehört, wer Sie sind. Ich konnte auf einen so glücklichen Zufall nicht rechnen. Ich kam nur, um den Schauplatz zu sehen, und ich finde den, der auf ihm die erste Rolle gespielt hat . . .

Aber trotz dieses so gut gewählten Einganges konnte Rabaut, der ihm höflich und bescheiden geantwortet hatte, es sich doch nicht verhehlen, daß der Officier von jenen Versammlungen in einem sonderbaren Ton sprach, der wenig zu dem eines Menschen zu passen schien, welcher aus Verehrung diesen Ort zu besuchen gekommen war. Der junge Mann untersuchte die Ausgänge, maß mit dem Auge die Höhen, und richtete an den Bauer Fragen, welche vielmehr den Soldaten als den Bewunderer der Protestanten verriethen.

„Aber mein Herr," sprach endlich Rabaut lächelnd, „Sie scheinen sich diesen Ort darauf anzusehen, wie Sie es machen würden, wenn die Verfolgungen gegen uns noch einmal begännen."

„„Fast getroffen! Ich denke, ehe man predigt, muß man erst lernen, wie man predigen soll.""

„Gewiß!"

„„Es giebt aber viele Arten zu predigen . . .""

„Ohne Zweifel!"

„„Durch's Wort . . .""

„Richtig."

„„Durch's Beispiel . . .""

„Richtig."

„„Durch Bücher . . .""

„Richtig."

„„Durch Flintenschüsse . . .““

„Oh!“

„„Durch Kanonenschüsse . . . Verstehen Sie mich?““

„Nein!“

„„Und ist doch nichts klarer als das. Ich habe mein Handwerk, wie Sie das Ihrige; ich studire es, wie Sie das Ihrige studirt haben. Man hat mir gesagt, daß man hier prächtige Uebungen darin anstellen könne; deshalb bin ich hier.““

„Also . . .“

„„Also: ich machte so eben meinen Angriffsplan. Ich berechnete, was man zu thun hätte, um auch Protestanten hier zu umzingeln . . .““

„Und Sie haben gefunden . . .“

„„Ich habe gefunden, daß meine Vorgänger Dummköpfe waren. Sollte jemals . . .““

„Sie gehören zu unsern persönlichen Feinden?“

„„Ich? . . . Ein Soldat hat niemals persönliche Feinde. Man befiehlt ihm, sich zu schlagen und er schlägt sich. Man befiehlt ihm, diese oder jene zu vertilgen . . .““

„Und er vertilgt sie.“

„„Nun versteht sich! Ist er nicht dazu da? Wenn der König zu mir sagte: befreie mich von den Hugenotten — wohlan, ich würde ihn auf der Stelle davon befreien!““

„Aber die Rechte des Gewissens . . .“

Der Officier zuckte die Achseln. — „„Die Rechte des Gewissens,““ antwortete er, „„würde ich sehr hoch achten . . .““

„Nun?“

„„Wenn ich an sie glaubte!““

„Wahrlich, ein ganz neuer Gesichtspunkt, das!“

„„Meinen Sie?““

„Wenigstens war er nicht der Ludwig des XIV.; denn Sie werden wissen, daß bevor er sich anschickte, uns zu verfolgen, er von Staatswegen erklärte: es gäbe gar keine Protestanten mehr, um uns dann als eben erst abtrünnig gewordene Katholiken desto härter bestrafen zu können. Sie dagegen würden, wie es scheint, damit anfangen, von Staatswegen zu erklären: es gäbe gar kein Gewissen mehr."

„„Ich bin nicht in der Lage, irgendwie Erklärungen von Staatswegen zu erlassen.""

„Sie scheinen sagen zu wollen: „noch nicht...""

„„Wenn ich darin etwas zu sagen hätte, so würde ich mich wahrscheinlich sehr duldsam in Betreff der Religion zeigen.""

„Ich begreife, warum?"

„„Nun?""

„Weil alle Religionen für Sie gleich sind."

„„Fügen Sie hinzu: alle Philosophieen (Weisheitslehren), alle Systeme (gelehrte Meinungen) jeglicher Art.""

„Das ist ein wenig weit gegriffen, mein Herr; Andere würden auch umgekehrt sagen: es sei ein wenig zu engherzig gedacht! Alles verwerfen ist ein Aberglaube eben so gut, wie: alles glauben!"

„„Mag sein! Ich bin nun einmal so geschaffen. Ich glaube an keine Ideen, an keine sogenannten höheren Wahrheiten, und jeder dafür Begeisterte erregt mir, je nachdem es kommt, Mitleid oder Furcht. Alles das ist Träumerei. Die Gottesgelehrten sind Träumer! die Weltweisen: Träumer! die Staatsweisen: Träumer! die...""

„Aber wer in aller Welt ist dann in Ihren Augen kein Träumer?"

„„Allerdings, es giebt ihrer Wenige, die es nicht sind. Aber diese Wenigen — sie schreiten über die Köpfe der andern Menschen weg; sie heißen Alexander, Cäsar*) . . .""

„Nero **) nicht auch? . . . Doch wenn Sie nicht an Ideen, an höhere, unsichtbare, göttliche Dinge glauben, so glauben Sie auch nicht an die Menschen, an keinen Menschenwerth und keine Menschenwürde!"

„„Habe ich denn gesagt, daß ich daran glaubte? Kennen Sie denn viele Menschen, die wirklich etwas werth sind, einen wahren Werth haben?""

„Sie vergessen, daß ich mein Leben dem geweiht habe, was wir das Heil der Seele nennen, daß also in meinen Augen jeder, auch der versunkenste Mensch, einen unendlichen Werth hat, weil er eine unsterbliche, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Seele besitzt. Doch das ist wahrscheinlich auch in Ihren Augen nichts als eitle Träumerei . . ."

„„Zwingen Sie mich nicht, darauf zu antworten!""

„Es sei! Aber da Sie auch eine Seele haben . . . denn Sie haben doch eine, nicht wahr?"

„„Ich weiß es nicht.""

„Ich aber weiß es, und noch gewisser und unbedingter als daß Sie einen Leib haben. Da nun alle Menschen Ihnen in dieser Hauptsache gleich sind, so wäre es doch weise gehandelt, wenn Sie erst untersuchten, ob

---

*) Berühmte Feldherrn und Eroberer.

**) Römischer Kaiser, ein berüchtigter unmenschlicher Wütherich und Christenverfolger, der auch „über die Köpfe der Menschen wegschritt."

Sie das Recht haben, die Menschen so zu verachten, die vor Gott eben so viel werth sind, als Sie..."

""Ich verachte sie weder, noch achte ich sie. Ich gehe darüber weg...""

"Um wohin zu gelangen?"

""Ja wenn Sie mir das sagen könnten, wohin einst gelangen — dann würde ich Ihnen unendlich verbunden sein!""

"Dahin, wohin Gott wollen wird, mein Herr."

""Die Prophezeiung ist nicht sehr gefährlich für den Propheten. Was Sie Gott nennen, nenne ich Schicksal, und dahin müssen wir freilich alle kommen, wohin das uns führen wird...""

"Diese Gewißheit, in der Hand des allmächtigen Gottes zu stehen, der alle unsere Wege zu ihrem vorhergesehenen Ziel leitet, ist wenigstens sehr tröstlich für uns arme Sterbliche, die zu beherrschen Sie, wie Sie sagen, das Geheimniß gefunden haben. Wenn es noch die Zeit der Alexander, der Cäsar wäre..."

""Und warum nicht?""

"Wohlan, ich will sogar nicht einmal sagen: ""wohin Gott wollen wird."" Aber wollen Sie wissen, wohin Sie sicher nicht gelangen werden?... denn das kann ich Ihnen sehr bestimmt vorhersagen."

""Nun?""

"Erstens: nicht zum Glück..."

""Darüber kann man sich hinwegsetzen.""

"Zur Achtung aller guten Menschen..."

""Die kann man noch viel eher entbehren...""

"Zur Ruhe..."

""Ich begehre keine.""

"Ich rede von der Ruhe der Seele..."

„„Immer wieder „„die Seele““? . . . doch fahren Sie fort.““

„Zum Ruhme . . .“

„„Oh! oh!““

„Zum wahren, meine ich . . .“

„„Diese Unterscheidung ist sehr alt, mein Herr. Sie ist aus dem Telemach *) . . .““

„Sie ist vielmehr aus dem Evangelium!“

Sie schieden. Der Mann des Glaubens und der Mann der Gewalt hatten sich nicht verstehen können.

Rabaut hat niemals den Namen des jungen Officiers erfahren. Er erinnerte sich bloß, ihn im Lauf der Unterredung haben sagen hören, daß er in Korsika geboren und so eben von einer Militär-Schule abgegangen sei. **)

Das ist also, dachte er bei sich, das Ergebniß unsers Jahrhunderts, das bald im Unglauben, bald im Aberglauben das Heil sucht und nur vom Glauben, vom

---

*) Ein berühmtes Buch des frommen Erzbischofs Fénélon.

**) Der freundliche Leser aber wird's vielleicht schon gemerkt haben, wer der junge Mann war: niemand anders als Napoleon Bonaparte, der nachherige Kaiser und Welteroberer, damals noch Artillerie-Lieutenant im Dienste des Königs von Frankreich. Er hat später die Ideen, über die sein unbeugsamer, eherner Geist schon in der Jugend brütete — denn auch er hatte Ideen, obgleich er an keine glaubte — mit Blut in die Tafeln der Weltgeschichte geschrieben, und endlich auf St. Helena darüber nachdenken können, wie alle menschliche Größe, auch die riesigste, wenn sie sich nicht gründet auf die ewige Gotteswahrheit des Evangeliums, nur „ein Traum“ ist, dagegen, was er sein ganzes Leben hindurch als „Traum und Träumerei“ verlacht hat: nämlich eben jene unsichtbaren göttlichen Dinge, die Liebe zu ihnen, die Begeisterung für alles Hohe und Edle, die treue, opferfreudige Anhänglichkeit an König und Vaterland — wie das allein Wahrheit und Wirklichkeit ist, und zuletzt doch den Sieg davon trägt, indem es „über den Kopf selbst eines Napoleon hinwegschreitet.“

lebendigen Glauben an das wahrhaftige Wort des in Christo geoffenbarten ewigen Gottes nichts wissen will. Die Philosophie ebenso verachtet wie die Religion, die Rechte des Gewissens nur mit Widerwillen anerkannt und als einziges Gesetz das der Gewalt aufgerichtet! So beginnt die Strafe, die Strafe dafür, daß man das Evangelium verworfen, seine Stimme nicht hat hören wollen!

---

Er warf einen letzten Blick auf die Umgebung, als wolle er sie zum Zeugen aufrufen, daß er dieses in Un- oder Aberglauben versunkene Jahrhundert durchwandelt habe, ohne von seinen Befleckungen berührt worden zu sein; und setzte dann ohne sich weiter aufzuhalten, seine Reise nach jenem Dorfe fort. — Das Haus der armen Marie Durand war halb in Trümmer gefallen. Mehrere Theile waren gänzlich unbewohnbar. Nur die Küche und eine Kammer hatte man kümmerlich wiederhergestellt; und selbst das erschien der Gefangenen von Aigues-Mortes noch wie eine Pracht-Wohnung.

Es war fast Nacht. Der Pastor trat ohne anzuklopfen ein. In der Küche war niemand; in der Kammer neben dem Bette eine Frau, eine Freundin der Sterbenden; auf dem Bette: diese selbst. Sie schlummerte sanft, eine Hand auf der Brust, die andere auf einer offenen Bibel, aus der man ihr ohne Zweifel einige Kapitel vorgelesen hatte.

Der Pastor nahm diese Hand und lange hielt er sie in der seinigen, die Augen auf dies bleiche Gesicht geheftet, das man kaum vom Kopfkissen unterscheiden konnte. Er gehörte nicht zu denjenigen, welche der häufige Anblick von Sterbenden gegen den ergreifenden Ernst dessel-

ben abgestumpft hat. Marie brauchte nicht die Gefangene von Aigues-Mortes zu sein, um ihn mit tiefer Bewegung beim Ton dieser schwachen Seufzer zu erfüllen, deren jeder der letzte sein konnte.

Ihm gegenüber stand, gleichfalls unbeweglich, jene Frau, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatte. Ein oder zwei Mal glaubte er ein unterdrücktes Schluchzen zu hören; aber er war ganz versenkt in den Anblick der Sterbenden.

„Wie glücklich ist sie!" sprach er.

„Ja, sehr glücklich!" antwortete die Frau weinend.

„Sie ist glücklich, nicht blos weil sie stirbt, sondern vor allem, weil sie treu im Glauben gelebt und einen guten Kampf gekämpft hat bis ans Ende. Schläft sie schon lange?"

„Schon fast den ganzen Tag hat sie geschlummert. Sie haben ihren Brief erhalten?"

„Ja."

„Sie hat ihre letzte Kraft aufgewendet, um ihn zu schreiben ... Sie wäre eine Stunde darauf fast gestorben."

„Hat sie von mir gesprochen?"

„Jedes Mal, so oft sie erwachte, und sogar im Schlafe bisweilen. Sie meint dann, Sie wären bei ihr ... Hören Sie ... Sie spricht von Ihnen, glaube ich ..."

Man hörte die Sterbende einige leise Worte flüstern:

„... Ich wußte es wohl ... daß er kommen würde ... Ich danke Ihnen ... Wer hat doch gesagt, daß er ... daß er nicht kommen würde ... Er ist da ... Seht ihn ... Wie er gealtert hat! ... Er hat gealtert im Dienst seines Herrn ... Und ich auch, ich arme Frau ... Er sagt, daß der gnadenreiche Gott mich erwartet ... Ja ... Ja ..."

Rabaut hatte nichts zu ihr gesagt. Gleichwohl glaubte er, daß sie seine Anwesenheit ahne.

Sie fuhr fort. Ihre Stimme wurde schwächer aber deutlicher:

„... Ihr habt ihn nicht gesehen, Ihr Andern, in seiner blühenden Kraft ... Ich entsinne mich, ich ... Es war im Jahr 60 ... oder 62 ... Wie sehnsüchtig wir ihn erwarteten, in diesem Thurme! ... Und dann reichte er uns, uns Allen, das heilige Abendmahl ... Und die greise Anne Gaussaint, welche den Lobgesang des Simeon wiederholte ...

Nun lasse mich Herr!
Hinfahren in Frieden ...

... Und der Herr erhörte sie ... Sie starb, noch während er da war ... Ich will sterben wie sie! ... Wer sagt noch, daß er es nicht sei, der hier ist? ... Ich sage euch, er ist es ... Er schaut mich an ... Er hält meine Hand ...

„Ja ... Ja ... ich bin es ...“ sprach der Pastor; „ich bin es, Marie ... Siehe mich an ... rede mit mir! ...“

Sie öffnete langsam die Augen, und bei dem Schein einer so eben angezündeten Lampe heftete sie auf ihn einen starren, unbeweglichen Blick. Vergebens bog er sich über sie, rief sie beim Namen, nannte ihr den seinigen — das Auge blieb starr und ihr Blick bedeutungslos; das Bewußtsein hatte sie verlassen. Aber als die Augen sich von neuem schlossen, kehrte das Gedächtniß und das Leben zurück. Es lag etwas Unheimliches in dieser geheimnißvollen geistigen Verbindung, welche die Ohren und die Augen unterbrachen, statt ihr zu Hülfe zu kommen. Rabaut war für die Sterbende abwesend und gegenwärtig, unsichtbar und sichtbar zugleich. Diese Hand, von der sie sprach, war die seinige und war es doch wieder nicht, weil jede andere Hand dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde. Abwesend: war er für sie da, und gegenwärtig: war er nicht für sie da!

Er versuchte deshalb nicht mehr, dieses betäubte Bewußtsein der Sinne zu wecken, das so kräftig in ihrem Herzen lebte. Er dankte Gott, daß er im Voraus so gut für die Tröstungen der letzten Augenblicke der armen

Frau gesorgt hatte, dergestalt daß, wenn er auch jetzt zu spät gekommen, sie doch im gewissen Sinne immer noch in seinen Armen sterben würde. Er horchte andächtig auf die letzten Zeugnisse ihres Glaubens, ihrer brennenden Liebe zu ihrem Heilande und zu ihrem Gott. Er sah, wie die Seele sich allmählig von allen Banden des Leibes löste und sich bereitete abzuscheiden und heimzugehen in das ewige Vaterland.

Trotz seiner Vorsicht, nicht erkannt zu werden, hatte man ihn doch kommen sehen und wie ein Blitz verbreitete sich die Kunde davon im ganzen Dorfe. Einige Personen waren leise in die Kammer getreten; immer mehrere kamen. Die Küche war gedrängt voll; eine Thür, die nach der mit dem Hause unter einem Dache befindlichen Scheune führte, hatte sich geräuschlos geöffnet und man erblickte die ganze Scheune voll Menschen. Alle Einwohner des Dorfes waren in das Haus geströmt.

Die Stimme der Sterbenden, so schwach sie war, übertönte von Zeit zu Zeit das fast unhörbare Geräusch dieser Menge, die ihren Athem zurückhielt, und die Nächsten verstanden selbst die Worte:

„... Ich scheide ... Lebt wohl ... Sagt mir noch einmal, daß Gott gnädig ist ... daß Jesus Christus für mich gestorben ist ... Wo ist sie, meine Bibel? ... Ach! da ist sie ... ich fühle sie ... Wird man mir nicht noch etwas aus ihr vorlesen? ... Oeffnet sie doch ... aber sie ist schon geöffnet ... Les't!"

Rabaut nahm die Bibel und las die aufgeschlagene Stelle. Sie lautete:

„Es lag aber einer krank, mit Namen Lazarus, von Bethania, in dem Flecken Mariä und ihrer Schwester Martha. — (Maria aber war, die den Herrn gesalbet hatte mit Salben, und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar, derselbigen Bruder Lazarus lag krank.) — Da sandten seine Schwestern zu ihm, und ließen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank." (Joh. 11, 1—3.)

Man bemerkte, wie das bewegungslose Gesicht der

Sterbenden von einem Strahl der Verklärung erhellt wurde. Sie versuchte, die Augen zu öffnen.

„Da Jesus das hörete, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde. — Jesus aber hatte Martham lieb, und ihre Schwester und Lazarum. — Als er nun hörete, daß er krank war, blieb er zween Tage an dem Ort, da er war.

Die Augen der Kranken hatten sich völlig geöffnet; es war offenbar: sie hörte und verstand das Gelesene. Nur mit dem Vorleser schien sie sich nicht zu beschäftigen; sie schaute ihn an, ohne ihn doch zu sehen, zu erkennen.

Er fuhr also fort. Die Züge, der Blick belebten sich immer mehr. Man kam bis zur Mitte der Erzählung.

„Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubest du das?"

„Ja! ..." unterbrach ihn die Sterbende.

„Sie (Martha) spricht zu ihm: Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist ..."

Und sie wiederholte: „Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist ..."

Sie schaute in der Gluth ihres Glaubens jene Vorgänge in Bethanien wie gegenwärtige; sie näherte sich mit dem Herrn jenem Grabe, das seine Beute zurückgeben sollte.

Aber als der Pastor zu dem Worte kam: „Lazare, komm heraus!" da wandte sie lebhaft ihre wie von einem höheren Lichte strahlenden Augen auf ihn. Dieses Wort hatte sie vollends erweckt. Sie hatte die Stimme wiedererkannt; sie erkannte ihn! Ein schwacher Schrei entfuhr ihren Lippen. Sie faltete die Hände, erhob die Augen gen Himmel ... und hauchte ihre Seele aus.

---

Wir übergehen wieder einen Zeitraum von fünf Jahren. Wir stehen im zweiten Jahr der französischen Revolution, im Jahr 1790. Diese Revolution, die anfangs selbst von Vielen der edelsten, ja frommsten Männern aller Völker, z. B. in unserm Deutschland von einem Schiller, Klopstock und Andern als die Morgenröthe einer neuen, herrlichen Zeit mit Jubel begrüßt worden war, hatte auch den Sohn Rabaut's, St. Etienne, dessen Einweihung zum Geistlichen durch den Vater 1762 wir früher erzählt haben, in ihre Strudel hineingerissen. Mit hohen, seltenen Gaben des Geistes und Herzens wie der Vater ausgerüstet, stand er diesem doch nach in der apostolischen Kraft, Klarheit, Tiefe und Nüchternheit des Glaubens, worin der Vater freilich alle seine Zeitgenossen in Frankreich weit überragte. Ergriffen von den wildaufschäumenden Wogen der furchtbar aufgeregten Zeit, in der alles Bestehende unter dem Strafgerichte des Gottes, der sein nicht spotten läßt, zu Boden stürzte, war dem Sohne Rabaut's zuweilen der Blick auf den rechten himmlischen Morgenstern, der allein alles Dunkel auf Erden mit ewigem Licht erleuchtet, getrübt worden, aber nie hat er aufgehört, in edelster Hingabe und Begeisterung gegen jene satanischen Mächte anzukämpfen, die aus dem geöffneten Abgrund der Hölle emporgestiegen durch Frankreich hinzurasen begannen und es bald mit Blut und Schrecken erfüllen sollten. Wie er später, im Jahr 1793, diesen Kampf mit seinem Leben besiegelte, haben wir schon früher erwähnt. — Gleich im Anfange der Revolution 1789 war Etienne Rabaut, obgleich Protestant, in die Nationalversammlung gewählt, und wurde bald eines ihrer berühmtesten Mitglieder. Die völlige bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken, welche von derselben gesetzlich festgestellt wurde, war vornämlich sein Werk. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Nationalversammlung zu ihrem Präsidenten. Er zeigte diese höchste Ehre, welche einem Franzosen damals zu Theil werden konnte, seinem alten Vater, an dem er mit kindlichster Liebe und Verehrung hing, mit den Wor-

ten an: „Der Präsident der Nationalversammlung liegt zu Ihren Füßen." Der Vater antwortete darauf in einem Briefe, dem letzten Lebenszeichen, das wir von ihm haben auffinden können, einem Zeichen zugleich, daß die Sturmwolken der Revolution den hellen Morgenstern in seinem Herzen nicht zu bedecken vermocht hatten, daß derselbe nach wie vor sein ungetrübtes Licht in die Seele des Greises ergoß und seine Augen wacker und scharf machte, die wahre Gestalt der Dinge selbst in jener Zeit der bodenlosesten Verwirrung der Geister zu schauen, wo Alles noch ganz anders als 1848 — denn 1848 hatten wir die Revolution von 1789 und ihre furchtbaren Enttäuschungen schon hinter uns — von taumelndem Freiheitsschwindel berauscht war. Wenn irgend Jemand Grund und Ursache, ja man möchte fast sagen das Recht hatte, sich diesem Rausche hinzugeben, so war es Rabaut, so waren es die Protestanten Frankreichs, denn die Revolution brachte ihnen endlich, was die in ihr zusammenbrechende alte Ordnung der Dinge ihnen hundert Jahre lang unerbitterlich verweigert und unter welchen Grausamkeiten verweigert hatte. — Die Revolution brachte ihnen endlich jenes höchste und kostbarste aller irdischen Güter, das mit dem höchsten und kostbarsten aller himmlischen Güter, mit dem Heil der Seele in einer so innigen Verbindung steht: die volle Freiheit des Gewissens und des Glaubens. Gleichwohl, mit welcher christlichen Besonnenheit, mit welch' treffender Schärfe, mit welch' unbestechlichem Wahrheitssinn beurtheilt der alte Rabaut diese Revolution schon damals, 1790, wo sie noch keineswegs alle ihre Schrecken, ihr eigentliches satanisches Wesen enthüllt hatte, wo noch so viele edle und selbst fromme Geister ihr zujauchzten! Doch lesen wir es endlich selbst in jenem Briefe! Er lautet:

„Zu meinen Füßen! . . ." mein theurer Sohn? Nein, wirf Dich vielmehr dem Gott zu Füßen, der uns in Gnaden angeschaut und es also gefügt hat, daß Frankreich uns in Deiner Person eine glänzende Genugthuung

giebt für die zahllosen Leiden, mit denen es uns überhäuft hat.

Ja, diese Lehre ist gewaltig und diese Umkehr erschütternd. Als ich, ein Geächteter, durch unsere Berge irrte, und so oft an Dich und Deine Geschwister dachte, daß Ihr vielleicht morgen schon Waisen, vielleicht morgen schon den Armen Eurer Mutter entrissen und auf immer für mich verloren sein möchtet — wenn mir damals Gott vorher gesagt hätte, was jetzt wirklich geschehen ist: ich weiß nicht, ob ich's hätte glauben können! Damit es geschah, war nicht bloß nöthig, daß unser Glaube aufhörte, ein geächteter zu sein, sondern auch, daß das Königthum und ganz Frankreich mit ihm zerbrochen würde. Ich sehe Dich an der Spitze der Vertreter der Nation, sehe Dich für eine Zeitlang wenigstens, auf diesen Thron gesetzt, neben welchem jener uralte Thron der Könige Frankreichs je mehr und mehr verschwindet *); aber wenn ich durch diesen blendenden Schein hindurch schärfer auf Dich hinschaue, so sehe ich Dich auf nichts als auf Trümmern sitzen.

Und Du selbst — giebst Du Dich noch irgend welchen Täuschungen über das Alles hin? Meinst Du wirklich, daß wahre Freiheit aus einer *solchen* Revolution hervorgehen könne? Für die Zukunft mag es sein, und dennoch!... Aber ich werde sie nicht sehen, diese Zukunft, und Du vielleicht eben so wenig. — Du wirst mir, als Bürger, antworten: daß dieser Gedanke Dich nicht zurückschrecken darf, daß ein Soldat für den Sieg kämpft ohne zu fragen, ob er ihn sehen werde. Ach! ich mache Dir keine Vorwürfe darüber, daß Du kämpfst, ich beklage Dich bloß, daß Du als Soldat einer *solchen* Armee kämpfen mußt..."

---

*) Ludwig XVI. lebte damals noch — seine Hinrichtung erfolgte erst 1793 — war auch dem Namen nach noch König, aber die eigentliche königliche Gewalt ging, mit durch seine große Schwäche und Unentschlossenheit, immer mehr in die Hände der Nationalversammlung über.

Rabaut, der Sohn, las diesen Brief eines Abends seinen politischen Freunden in einer Gesellschaft bei dem berühmten Grafen Mirabeau vor, diesem Mirabeau, den man wohl die Herkules-Keule der Revolution genannt hat, dem allmächtigen Führer der Volksparthei, dem gewaltigsten Redner Frankreichs, der aber damals schon, erschreckt durch die überhand nehmende Zügellosigkeit, sich wieder dem Könige und der Hofparthei genähert hatte, um die, von ihm vornämlich geleitete Revolution in ihrem Laufe aufzuhalten. Sein bald darauf erfolgter Tod ersparte ihm die Erfahrung, welche so Viele ihm Gleichgesinnte machen mußten und immer wieder machen werden, daß wenn man einmal die wilden Gewässer der Revolution die ihnen von Gott gezogenen Dämme hat durchbrechen lassen, keine menschliche Macht mehr im Stande ist, ihnen ein Halt! zuzurufen.

Als Etienne Rabaut an jenem Abend bis zu diesen Worten im Briefe seines Vaters gekommen war, erhob sich ein unwilliges Murren in der Gesellschaft.

„Still!" rief Mirabeau. „Laßt uns weiter hören..."

„... Die Freiheit," fuhr Rabaut fort, „die Freiheit ist wie das Gold. Kein Mann von Ehre wird sagen, daß sie niemals übel rieche..." *)

Das Murren begann von Neuem.

„Ruhe, meine Herren! ..." wiederholte der Herr des Hauses. „Sind die zwölfhundert Könige (so viel Mitglieder zählte die Nationalversammlung) schon so weit gekommen, keine unangenehmen Wahrheiten mehr hören zu können? **) Fahren Sie fort, Rabaut!

---

*) Anspielung auf das Wort eines römischen Kaisers, der aus Geiz und Habsucht selbst die gemeinsten, übelriechendsten Dinge, z. B. auch die, womit die Gerber ihre Häute weich zu machen pflegen, besteuert hatte und auf die Vorstellungen eines Vertrauten diesem ein Goldstück unter die Nase hielt mit der Frage: „riecht das auch übel?"

**) Wie oft hätte man Ursache gehabt, auch an unsere Freiheitsapostel von 1848 diese selbe Frage zu richten!

„Wenn ich," las dieser weiter, „den bitteren Erinnerungen meines Herzens Gehör schenken wollte — und wahrlich, ich hätte vor den Augen der Menschen, mehr als irgend Jemand das Recht, sie nicht zu vergessen — so würde es auch mir leicht werden, mich über alle diese Bedenken hinwegzusetzen. Unsere Feinde selbst scheinen mir die Vollmacht dazu geben zu wollen, so sehr häufen sie noch immer, und jetzt mehr als je gegen uns und unsern Glauben Verleumdungen auf Verleumdungen. Gezwungen uns als Bürger anzuerkennen und nicht mehr unsern Gottesdienst zu stören, haben sie mit neuem Eifer ihre vergifteten Waffen ergriffen, und es ist nicht ihre Schuld, wenn uns das Volk nicht allgemein für Gottesleugner und Ungeheuer hält. Das thun sie in Sachen der Religion. In Bezug auf die Politik behaupten sie: wir Protestanten hätten die Revolution, die ganze Revolution hervorgerufen. Man kann oder man will es nicht begreifen, daß, nachdem wir so viel gelitten haben, wir nicht brennen, uns zu rächen, und man beeilt sich, unserer Rache durch Rache zuvorzukommen. Das Schloß des Baron von Clamière, eines Mannes aus einer der ältesten und treusten evangelischen Familien unseres Landes, ist vor Kurzem von wüthenden Banden zerstört, er und seine Familie dabei fast mit verbrannt worden. Sie flüchteten in das Schloß des ihnen befreundeten ebenfalls evangelischen Fräulein von Clavigny. Auch dahin verfolgte man sie und kaum entrannen sie auch dort dem Tode. Fanatische Katholiken haben diesen Zufluchtsort der Ketzer gleichfalls angezündet und das Schloß von Clavigny ist wie das von Clamière nur noch ein Haufen von Trümmern. Ich habe jetzt diese unglückliche Familie bei mir aufgenommen.

Aber was ich ihnen allen predige, ist: Vergebung für die Fanatiker des Südens wie für die des Nordens. Was ich in der Zeit, da die Fürsten uns verfolgten, aussprach, das wiederhole ich jetzt, wo man das Volk dazu aufgehetzt hat: mögen die Gottlosen oben oder unten sein, der Christ wird nicht um eine Linie von seinem

Wege abweichen. Er wird gut nennen, was gut ist und das Schlechte schlecht; er wird sich jederzeit des apostolischen Wortes erinnern, daß man niemals Böses thun dürfe, damit Gutes herauskomme — — — — —.

Doch ich eile zum Schluß, mein Sohn. Frankreich wird niemals gerettet werden, als wenn es sich dem hingiebt, der da rettet; und der, welcher rettet — Frankreich sage es sich wohl! — ist ebensowenig Rousseau oder Voltaire*) als der Papst, ebensowenig der Papst als Rousseau oder Voltaire! **)

Leb wohl! Fordere nicht mehr von mir, daß ich stolz sei auf Deine Größe. Mein Herz, das Herz des Vaters fühlt sich nur zu sehr dadurch gehoben; das Herz des Christen in mir demüthigt sich, und der Tag, mein innig geliebter Sohn, wäre ein nicht weniger freudiger für mich, wo Du mir sagen könntest, daß Du in die Dunkelheit zurückgekehrt bist."

---

Ueber die letzten Lebensaugenblicke Paul Rabaut's hat der deutsche Bearbeiter dieser Geschichte nichts Näheres zu erkunden vermocht. Doch er ist dessen in guter Zuversicht gewiß — und seine Leser werden es mit ihm sein —: der Mann der Wüste ist in Frieden eingegangen in das himmlische Canaan! Auf sein sterbendes Antlitz wird der Morgenstern, der in seinem Herzen aufgegangen war, und dessen hellen Strahlen er durch alle die dunklen Thäler seines irdischen Lebens unwandelbar mit der Kraft eines Moses und in einem höheren Glauben, als dieser haben konnte, gefolgt ist, — auf sein

*) Die Häupter des damals herrschenden Unglaubens.

**) In der That, nur Einer heißt: Retter, weil nur Einer retten kann: Jesus Christus! Die Geschichte der letzten 80, der letzten 12 Jahre ist eine tausendfache Bestätigung des prophetischen Wortes Rabaut's. Nur das Evangelium, das lautere und laut gepredigte Evangelium von Christo kann dem tief zerrütteten unglücklichen Lande dauernde Ruhe, bleibenden Frieden geben!

sterbendes Antlitz wird dieser Morgenstern einen Schein wie von der Morgenröthe eines neuen Tages, eines Tages, auf den keine Nacht mehr folgt, geworfen haben. Du aber, mein freundlicher Leser, der du mich bis hieher treulich begleitet hast, soll's nun mit der Geschichte für dich aus sein? Sollte sie nicht in deinem Herzen fortwirken? Sollte sie nicht darin die Sehnsucht wecken, in der Wolke der Zeugen, die dort oben im himmlischen Jerusalem versammelt ist und auch deiner Ankunft dahin harrt, ihn, den Mann der Wüste, wieder zu finden, und die kurze Bekanntschaft mit ihm, die dies Buch dir verschafft hat, dort oben in dem ewigen Glanze der Herrlichkeit dessen zu erneuern, der gesagt hat: „Vater, ich will, daß, wo Ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir gegeben hast; denn Du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward." Also wird's geschehen, wenn du das Wort eben dieses einigen ewigen Propheten, Hohenpriesters und Königs mit Flammenzügen in dein Herz schreibst, daß kein Unglaube der Welt und kein Aberglaube Roms es wieder auslöschen kann, das Wort: „Sei getreu bis in den Tod, wie es mit so vielen Andern Paul Rabaut in der Kraft meiner Gnade gewesen ist, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" Das walte Gott mit dir, mit mir, mit noch vielen, vielen Andern in unserer theuer werthen evangelischen Christenheit. Amen!

S. E. J.



Druck von Carl Jahncke in Berlin, Klosterstraße Nr. 64.